

Am Ende sterben sie sowieso

Teil 1

Leben — es gibt nichts selteneres in der Welt. Die meisten Leute existieren, weiter nichts.

-Oscar Wilde

Das Telefon klingelte und eine fremde Person nahm ab. „Hallo?“ fragte sie verwundert und wiederholte ihr „Hallo“ nachdem ich für einen Moment stille gehalten hatte. „Spreche Ich da mit Emily Johnson?“ fragte Ich sie vorsichtig und sie antwortete mit einem einfachen „Ja“. Wie jedes Mal war es unglaublich schwer über meine Lippen zu bringen was ich ihr nun übermitteln musste. „Ich bin Meredith, eine Todesbotin und muss ihnen etwas mitteilen. Die nächsten 24 Stunden werden ihre letzten sein und sie können dagegen leider nichts tun, genießen sie die letzten Stunden“ übermittelte ich ihr trocken. Auf der anderen Seite der Leitung hörte ich wie so oft eine Stille die lauter und ausdrucksstärker war als jedes Wort was sie hätte aussprechen können. Nach einigen Sekunden Stille brach sie in Tränen aus und aus ihrem Mund kam nur ein leises „aber... aber...“, doch bevor sie noch mehr sagen konnte erklärte Ich ihr noch einmal, dass ich an der Situation nichts ändern kann und wie sie nun auf der App Countdown ihren Tag planen könnte, fügte noch hinzu, dass es eine App gab auf der sie für die letzten 24 Stunden Freunde finden konnte die in einer ähnlichen Situation waren und legte ohne sie zu Wort kommen zu lassen auf. Mein Herz stand wieder einmal still und Ich hatte einen dicken Kloß im Hals, jedoch war es einfacher die Leute einfach abzuwimmeln, als zuzuhören wie sie in Tränen ausbrechen und an allem zweifeln was sie in ihrem Leben schon erlebt hatten. Dieser Job war mein Fluch und es gab keinen Tag an dem ich mich darüber freuen konnte, dass Ich Meredith Yang dafür

ausgewählt wurde. Als ich meinen letzten Anruf für Heute tätigte, räumte ich meinen Schreibtisch noch schnell auf, schloss das Büro ab, da ich heute die letzte war die arbeiten musste und am längsten im Büro blieb und ging anschließend zu meinem kleinem Fiat 500. Ich setzte mich in mein Auto, machte sofort die Fenster auf und streckte meinen Kopf kurz nach draußen an die Luft. Acht Stunden Arbeitstag in diesem stickigen Büro und dann auch noch in einem Beruf der schrecklicher nicht sein konnten waren für meine erst 21 jährige Seele zu viel. Nachdem ich ein paar Sekunden frische Luft eingeatmet hatte, lehnte ich mich für einige Minuten entspannt in meinen Autositz, drehte die Musik auf und versuchte von allem abzuschalten. Jeder Tag auf dieser Arbeit war hart, aber heute fühlte ich mich besonders überfordert und gestresst. Als ich los fuhr war es schon dunkel. Ich drehte meine Musik noch lauter und fuhr durch die dunkle Nacht. Ich schaute mir die vielen Sterne an und den Mond der heute voll war. „Vollmond“ stöhnte ich leise und versuchte mir einzureden, dass mein schlechter Tag so anstrengend war, da heute Vollmond ist. Als ich nach 20 Minuten Fahrt endlich zu Hause ankam, schob ich mir schnell eine Salami Pizza ein und sprang schnell unter die Dusche, während die Pizza im Ofen vor sich hin backte. Wieder einmal drehte ich die Musik auf, diesmal jedoch nicht zu laut, da es schon spät war und ließ das lauwarme Wasser über meine Haut tropfen. Ich stand dort so starr und versuchte alle schweren und schlechten Gedanken aus meinem Kopf zuwerfen.

Das Gegenteil geschah und jeder schlechte Gedanke und alle Gespräche in denen ich den Menschen heute sagen musste, dass sie bald sterben wurde lauter bis ich bemerkte, dass mir die Tränen übers Gesicht liefen. Immer wieder die Gleichen Gedanken, jeder Tag war schwer seitdem ich dort arbeitete und Ich merkte wie mein Körper und meine Psyche mir immer mehr Zeichen gaben , dass ich mal eine Pause brauchte. Nach einigen Minuten gefangen in meinem Gedankenkreis schreckte ich auf, da ich etwas verbranntes roch. „Meine Pizza“ sagte ich genervt und rannte aus der Dusche. Wie mein guter Tag es für mich schon bestimmt hatte rutschte ich aus und fiel auf meinen Rücken. Es tat unglaublich weh und trotzdem stand ich auf und nahm meine leicht zu dunkle Pizza aus dem Ofen und ließ sie auskühlen. Nachdem ich mich in meinen Schlafanzug umgezogen hatte und meine Pizza runtergeschlungen hatte, ging ich in mein Schlafzimmer und fiel vor lauter Müdigkeit ins Bett. Ich war fertig mit dem Tag und wollte einfach nur meine Augen schließen und für einige Stunden abschalten, doch dank dem Mond, wie ich es mir einredete, war meine Nacht nur kurz. Ständig wurde ich wach und konnte dann nicht wieder einschlafen und wenn ich schlief, waren meine Träume von Tod und schlechten Nachrichten geprägt. „Ring Ring Ring“ klingelte mein Wecker jetzt nun schon zum dritten Mal und ich stand endlich auf. Ich schaute auf die Uhr und sah das es schon 9:35 Uhr war. „Der Sportkurs fällt für mich dann Heute aus“ sagte ich zu mir selber und fing an mein Frühstück zu

machen. Die nächsten Tage und Wochen verliefen wie sonst auch, im Wechsel zwischen Früh- und Spätschicht und einigen Tagen Frei dazwischen. Wie immer rief ich unzählige Leute an, viele davon in meinem Alter oder sogar jünger. Wie immer musste ich ihnen vermitteln, dass sie in den nächsten Stunden sterben und das auch noch in einem kalten Ton. „Wahrscheinlich bin ich einer der meist gehassten Menschen auf der Welt“ dachte ich mir oft bis mich meine Kollegen wieder auf den Boden der Tatsachen brachten. Jedes Mal wenn ich den Satz „ Sie werden in den 24 Stunden sterben und Ich kann nichts dagegen tun“ über meine Lippen brachte, zog sich was in mir zusammen. Oftmals fragte ich mich warum ich das alles so an mich heran ließ und fing an, an mir selber zu zweifeln. Ich erwischte mich oft dabei wie ich dachte, dass die meisten meiner Kollegen viel stärker waren, da sie mit dem Thema viel besser umgehen konnten als ich, doch dann fragte ich mich wieder, ob es nicht doch eher schwach war, dass man den Menschen so kalt ihren Tod übermittelte, ohne dass es eine Belastung für sie ist.

Nachdem ich nun zwei Tage frei hatte, stand ich morgens auf und machte mich auf den Weg zu meiner Frühschicht. Auf dem Weg hielt ich noch bei Starbucks an und kaufte mir meinen gewöhnlichen Matcha Latte und einen Blaubeeren Muffin. Im Büro angekommen traf ich auf meine müden Kollegen, setzte mich an meinen Schreibtisch und fing an die

Liste mit den Menschen abzuarbeiten die Heute dran waren. „Abzuarbeiten?“ fragte ich mich in meinem Kopf und begann einen inneren Monolog mit mir, in dem ich mich selbst dafür fertig machte, dass ich diese armen Leute nur abarbeiten wollte. Timothy Miller war der nächste auf meiner Liste und bevor ich seine Nummer wählte atmete ich noch einmal tief ein. Obwohl ich den Beruf jetzt schon lange ausübte, war es trotzdem jedes Mal komisch für mich jemanden anzurufen und besonders dann wenn ich mal einen Tag Pause hatte.

„Guten Tag, hier ist Meredith, spreche ich hier mit Timothy Miller?“ fing ich mein Gespräch wie immer an. Timothy antwortete mit „Ja, kenn ich sie?. Er hörte sich so gelassen und glücklich an und gerade dann war es schwer jemandem seinen Tod zu übermitteln. „Ich bin eine Todesbotin und muss Ihnen leider sagen, dass sie innerhalb der nächsten 24 Stunden sterben werden“ versuchte ich ihm zu erklären. Wie ich im System gesehen hatte war Timothy erst 16 Jahre alt und auch wenn es immer belastend war diese Nachricht zu verkünden, war es um so härter bei jungen Menschen.

Ich blieb still und wartete ängstlich und angespannt auf seine Antwort, doch mit der Antwort die kam hatte ich nicht gerechnet. „ Was wirklich? Das ist ja super, ich habe schon so lange auf ihren Anruf gewartet“ freute er sich nämlich. Ich war starr, wie konnte ein kleiner Junge, noch nicht erwachsen, glücklich darüber sein zu sterben ? Ich konnte es nicht

verstehen, jedoch holte er mich mit einem „Hallo? Hallo?“ aus meinen Gedanken raus. Stotternd antwortete ich „ Ja, ich erklär dir noch kurz die Apps die du benutzen kannst.“ Er bemerkte meine Unsicherheit und erklärte mir, dass ich mir keine Sorgen machen müsste und er glücklich ist, dass ihn jetzt jemand anderes tötet und er es nicht selber machen muss. In dem Moment bemerkte ich, dass ich nicht gerade professionell reagiert hatte. Es gab schon manchmal Leute die nicht gerade unglücklich darüber waren, was sie gerade gehört hatten, aber trotzdem niemandem der so jung war und sich über den Tod freute. Ich erklärte ihm noch schnell in einem kühlen Ton die Apps die er zur Verfügung hatte und legte auf. Gerne hätte ich etwas länger darüber nachgedacht was alles schon in seinem Leben passiert sein muss, dass er so glücklich über ,eine Nachricht war, jedoch war meine Liste für den heutigen Tag noch lang, also versuchte ich alle Gedanken die um Timothy kreisten beiseite zu schieben und weiterzumachen.

Nachdem ich meine Schicht um 14:26 Uhr beendet hatte fuhr ich zu dem Restaurant in dem ich mich mit meiner Mutter treffen sollte. Sie war der Grund warum ich überhaupt zugestimmt hatte diesen Beruf zu tun oder anzunehmen. Seitdem ich 14 Jahre alt war, war sie sehr krank und konnte sich nach einer Zeit keine großen Behandlungen oder Operationen mehr leisten. Als ich dann mit 18 Jahren das Angebot bekommen hatte den Beruf anzunehmen war ich erst dagegen,

doch als ich von dem Gehalt hörte, welches mir hier geboten wurde stimmte ich sofort zu. Oftmals bereue ich es, weil ich mich psychisch da, ist kaputt mache, doch dann erinnere ich mich daran, dass es meine Mutter ist für die ich das alles mache. Seitdem sie auch die teuren Behandlungen in Anspruch nehmen konnte, hatte sich ihr Zustand schon sehr verbessert und ich war zuversichtlich, dass es nicht mehr lange dauern würde bis sie ganz gesund sei.

Auf dem Weg zum Restaurant musste ich wieder über Timothy nachdenken. Irgendwie war er in meinen Gedanken hängen geblieben und wollte dort nicht mehr raus. Ich versuchte mir sein Leben auszumalen und dachte mir sämtliche Geschichten aus um verstehen zu können warum er in so einem jungen Alter sterben wollte. „Vielleicht wurde er von seinen Eltern nicht geliebt oder in der Schule gemobbt?“ dachte ich, doch nichts war für mich Grund genug, dass er seinem Leben einen endgültigen Schlussstrich setzen wollte. Ich fragte mich wie lange es gedauert hätte bis er sich selbst das Leben genommen hätte wenn ich ihn heute nicht angerufen hätte oder, ob er sich vielleicht garnicht umgebracht hätte und eine Lösung für alle Probleme gefunden hätte. Es war schon oft so, dass ich mir Gedanken über meine Arbeit machte und sie mir das Herz und den Verstand zerriss. Jedoch gab es seltene Fälle in denen ich explizit so viel und so lange über eine Person und ihr Leben nachdenken musste. Ich wusste, dass es nicht gesund für mich war und auch,

dass ich wahrscheinlich meine Nacht mit nachdenken und nicht schlafen verbringen würde, aber egal wie sehr ich versuchte nicht dran zu denken, es ging einfach nicht aus meinem Kopf. Wahrscheinlich war dies auch das Problem, dass ich mir selbst verbot erschöpft oder mal traurig zu sein. Würde ich meine Emotionen einfach mal zulassen wäre alles wahrscheinlich einfacher, doch es ging nicht und vielleicht wollte ich es auch garnicht. Seitdem ich klein war hatte ich mir beigebracht meine Emotionen in mich reinzufressen anstatt sie raus zu lassen, geschweige denn drüber zu sprechen.

Angekommen im Restaurant sehe ich schon wie meine Mutter mit einem breiten Lächeln an unserem Lieblingstisch auf mich wartet. So nett wie sie ist hat sie mir schon ein Wasser und einen Jasmin Tee bestellt und vor ihr liegen zwei Speisekarten. Einmal die Woche treffe ich mich mit ihr in diesem Restaurant und wir verbringen zusammen Zeit. Bevor ich näher an den Tisch komme atme ich nochmal tief durch und versuche mir meine negative Stimmung nicht anmerken zu lassen. Ich umarme sie kräftig und setze mich hin. Sie begrüßt mich mit einem „Ich habe dir was wichtiges zu erzählen“ und grinst breit. In meinem Kopf spielen sich tausende von schönen Szenarien ab, jedoch versuche ich diese wieder beiseite zu stellen, um nicht enttäuscht zu sein, wenn es nicht so schön ist wie ich es mir denke oder erhoffe. „Ich bin geheilt“ platzt aus ihr heraus und direkt schießen unendlich viele Tränen über mein Gesicht. „Wie du bist geheilt?“ stottere ich und kann es kaum glauben.

Nun fängt auch meine Mutter an zu weinen und erklärt mir schluchzend, dass ihre letzte Behandlung die sie hatte nun die letzte für immer ist und sie ganz gesund ist. „Die erste positive Nachricht seit Wochen“ denke ich mir, spreche es aber nicht aus. Es gab viele Erfolge auf ihrem Weg der Genesung, jedoch hatte ich mir jedes Mal verboten mich innerlich darüber zu freuen und zu viel Hoffnung darein zustecken. Zu groß war meine Angst vor dem Tod meiner Geliebten, zu groß war meine Angst davor sie zu verlieren und obwohl meine Angst so groß war konnte ich mich nie ehrlich freuen wenn es Erfolge gab, da ich immer pessimistische Hintergedanken hatte und irgendwann aufhörte daran zu glauben.

Wir bestellten beide unser Standard essen, überbackene Nudeln, und zu meiner Überraschung ging die Rechnung heute auf meine Mutter, zur Feier des Tages wie sie es sagte.

Der Rest des Tages verlief positiv und ich verbrachte ihn mit einem sorgenfreien Spaziergang in der Sonne mit meinem Lieblingspodcast. Zuhause angekommen trank ich ein Glas Wein und entspannte mich in der Badewanne. Und da war er wieder, da war wieder der Gedanke an Timothy, „lebt er noch“ fragte ich mich immer wieder und wieder und wieder begann ich darüber zu philosophieren was ihm in seinem so kurzen Leben zugestoßen sein könnte. Oftmals hatte mich in den letzten Monaten genau der gleiche Gedanke gepackt wie Timothy. „Macht es noch Sinn zu leben ? Halte ich das alles noch aus?“, doch jedes

Mal grübelte ich darüber und beschuldigte mich danach dafür so zu denken, wenn so viele Menschen täglich sterben müssten und vor allem meine eigene Mutter dem Tod schon so oft so nah war und trotzdem machte es mich gleichzeitig alles so fertig. Und da kam mir der Gedanke. „Warte mal!“ dachte ich mir und mir wurde bewusst, dass meine Mutter nun zumindest für ihre Operationen und Behandlungen keine Hilfe mehr braucht. „Das ist meine Chance“ schrie ich laut durch meine Wohnung und sprang dabei mit meinem Oberkörper so auf, dass etwas Wasser aus der Badewanne spritze. Das war der Tag an dem ich realisierte, dass ich diesen Job von nun an kündigen könnte und mir etwas suchen könnte was mir Spaß macht und mich bereichert. Ich hatte mir sowieso schon oft die Frage gestellt warum es uns Todesboten überhaupt gibt. „Warum kann man die Menschen nicht in Frieden gehen lassen und muss sie mit Angst gehen lassen?“ war eine Frage die ich mir bis zum heutigen Tag fast täglich gestellt habe. Oft wurde in den Medien spekuliert wann die Geschichte der Todesboten überhaupt anfing und vor allem wann sie ein Ende haben wird oder, ob sie überhaupt mal ein Ende haben wird. Doch außer Vermutungen, wie das die Regierung den Zuwachs der Bevölkerung kontrollieren möchte ist noch nichts dabei rausgekommen.

Nachdem ich fertig gebadet hatte und mich in meine Sportkleidung umzog um gleich joggen zu gehen, rief ich schonmal meine Mutter an mit der ich heute

während des joggen telefonieren wollte, auch um ihr zu erzählen, dass ich den Job kündigen möchte

Bereits mit meiner Mutter am Hörer ging ich raus und fing an im Aufwärmtempo loszulaufen. Diesmal fing ich an mit „Ich hab gute Neuigkeiten“ und erzählte ihr sofort davon, dass Ich nun, da sie ja keine Zusatz Behandlungen mehr braucht meinen Job kündigen kann. „Ich freu mich so riesig für dich, ich habe so lang darauf gehofft!“ antwortete sie mir glücklich. Schon als ich den Beruf anfing war sie dagegen und besonders, als sie mitbekam wie mich der Beruf belastete versuchte sie mir immer wieder einzureden, dass wir es irgendwie schaffen würden ihre Behandlungen zu bezahlen auch ohne meinen hohen Gehalt. Ich sprach nie gerne über meine Gefühle, auch nicht mit meiner Mutter, aber trotzdem war sie eben meine Mutter. Sobald es mir schlecht ging oder ein Tag auf der Arbeit mal wieder härter war als alle anderen, merkte sie es mir an. Ich konnte so viel Lächeln wie ich wollte und trotzdem wusste sie ganz genau, dass mich gerade etwas bedrückte und meistens war es eben mein Beruf als Todesbotin. Nachdem wir noch ein paar Minuten gequatscht hatten, während ich mich zum joggen aufwärmte, legten wir auf und ich begann meinen etwas schnelleren Lauf. Oftmals nutze ich den Sport um meinen Kopf freizukriegen, doch heute, wo ich wusste ich bin bald da raus, war es ein Freuden Lauf. Schon lange hatte ich nicht mehr so viel Energie wie heute.

Nach 5 km durchlaufen mit guter Laune Musik auf den Ohren, schraubte ich mein Tempo etwas runter und ging nur noch im schnellen Schritt in Richtung meines Lieblingssparks. Der Park war meistens so still und besonders Abends mit guter Musik dort langzulaufen und die Sterne zu beobachten war die beste Flucht aus der Realität. Doch heute kam es etwas anders. Schon als ich mich dem Park näherte konnte ich laute Sirenen hören und umso näher ich kam umso mehr konnte ich die Wagen der Krankenwagen und der Polizei erkennen. Ich kam immer näher an den Unfall Ort und hörte einen Mitarbeiter des Notdienstes „Zeitpunkt des Todes: 22:07 Uhr“ sagen. Ich blickte in den Krankenwagen und konnte erkennen, dass es ein Mädchen mit braunen Haaren war. „16-18“ schätzte ich und wollte ein Stück weiter gehen um nicht zu gaffen. Doch als ich gerade weiter ging kam die Mutter des Mädchens angerannt und schrie laut, verweint und hysterisch „Die Todesboten haben mir mein kleines Mädchen genommen! Verflucht sein alle Todesboten!“ Über meinen Rücken lief ein kalter Schauer „hatte ich das Mädchen vielleicht angerufen?“ Es gab bestimmt viele Menschen die mich schon verflucht hatten, jedoch war es noch ein mal was ganz anderes so etwas wirklich in echt zu hören. „Genau das ist der Grund warum ich glücklich bin das nicht länger machen zu müssen“ dachte ich mir und ging weiter durch den Park. Es war hart dieses kleine Mädchen tot auf der Liege des Krankenwagens zu sehen, aber mindestens genauso schwer war es die arme Mutter zu sehen die gerade

ihre Tochter verloren hatte. Dies war der erste richtige Moment in dem ich über das Leid der Angehörigen nachdachte. Die vielen Menschen die wegen uns sterben mussten und so viel Leid erlitten Taten mir schon jeden Tag genug Leid, doch jetzt auch noch das Bewusstsein darüber zu haben das so viele Mütter und Väter ihre Kinder verlieren und so viele Kinder ihre Eltern was ein weiterer Schlag in mein Herz.

Den Weg nachhause ging ich in einem entspannten Spaziertempo zurück und hörte dabei meine Musik. Normalerweise würde Ich wahrscheinlich den ganzen Weg über darüber nachdenken was mit dem Mädchen war, wie sie gestorben ist und, ob ich vielleicht sogar die Person war, die ihr heute den Tod verkünden musste. Doch heute war alles anders. Der Gedanke daran, dass Ich schon bald mit diesem Beruf abschließen konnte, half mir dabei positiv zu bleiben. Statt meinen Spaziergang mit negativen Gedanken zu gestalten, konnte ich jetzt an alles gute und positive denken. „Die Heilung meiner Mutter war das beste was uns hätte beiden passieren können“ dachte ich mir die ganze Zeit. Zuhause angekommen legte ich mich sofort in mein Bett. Und hier war sie. Hier war die erste Nacht seit langem in der ich durchschlafen konnte, die erste Nacht die nicht von Alpträumen oder schlechten Gedanken geprägt war. Es war die erste Nacht in der ich mich nicht quer durch das Bett wälzte um endlich eine Position zu finden in der ich gut einschlafen konnte. Es war seit langem eine ganz normale und entspannte Nacht.

Am nächsten Morgen stand ich ausgelastet und endlich mal richtig ausgeschlafen aus. Da ich heute eine Spätschicht hatte, konnte ich mich schonmal mit meiner Kündigung befassen. Die Freude die mir vermittelte, dass ich bald endlich wieder glücklich sein könnte, löste in mir ein unbeschreibliches Gefühl aus. Ich hatte in den letzten Jahren eher nicht daran gedacht zu kündigen, da mir das Licht für unser Problem oder eben die Krankheit meiner Mutter sehr sehr weit weg erschien. Befasst hatte ich mich also mit den Bedingungen für eine Kündigung noch nicht „es werden aber wahrscheinlich 3 Monate wie überall sein“ dachte ich mir und fing an meine Kündigung zu schreiben. Als ich sie fertig hatte war es auch Schon Zeit mich fertig zu machen und zur Arbeit loszufahren. Die Kündigung steckte natürlich schon in meiner Tasche und ich fuhr los. Meine Autofahrt gestaltete sich sehr positiv und allgemein schien es ein schöner Tag zu werden. Die Sonne strahlte breit in meine Auto Scheibe hinein und prallte auf mein Dekolleté und in mein Gesicht. Der Himmel war strahlend Blau und ich bemerkte wie ich anfing die Welt aus einer ganz anderen Perspektive zu sehen. Plötzlich kam mir ein positiver Gedanke. „Vielleicht ist die Kündigungsfrist ja viel kürzer und ich kann schneller aufhören als ich dachte“ wiederholte ich mir immer wieder in meinem Kopf. Ich bemerkte wie mein Mindset sich immer mehr veränderte. Früher hätte ich versucht diese Gedanken von mir wegzuschmeißen oder wegzuschieben oder nicht zur positiv zu denken, aber

heute war alles anders. Heute wollte ich positiv sein und keine negativen Gedanken haben, ich wollte anfangen optimistisch zu sein und das gute in den Dingen zu sehen. „Selbst wenn es 3 Monate sind bin ich glücklich“ dachte ich mir zum Beispiel, auch um mich einfach selber zu beeinflussen. Und so führte ich meine Autofahrt weiter, mit guter lauter Musik, meinem leckeren Blaubeeren Muffin und ganz vielen positiven Gedanken.

Auf der Arbeit angekommen ging ich glücklich in mein Büro und setzte mich hin. Meine Liste war heute nicht sehr lang, was mir wie Schicksal erschien und meine gute Laune umso mehr verbesserte. Ich rief vor meiner Pause um die 12 Menschen an und versuchte diesmal an die Sache anders ranzugehen. Ich dachte mir, dass wenn ich nur noch drei Monate hier sei, ich den Menschen die bald sterben müssen auch eine Hilfe und Unterstützung sein kann. Ich versuchte ihnen gut zuzureden und nahm mir mehr Zeit als ich es sonst so tat. Ich nahm mir mehr Zeit dafür um den Leuten und auch vielen Kindern zu helfen ihren letzten Tag so schön wie möglich zu gestalten. Ich schaute im System nach Leuten nach die im gleichen Alter waren wie die Menschen die gerade am anderen Ende der Leitung waren, sodass sie sich gegenseitig kontaktieren konnten um ihr Leid zu teilen. Meine Pause nutze ich um mit Sara zu sprechen. Sara war meine Chefin seit Anfang an. Sie war eigentlich eine sehr liebenswerte Frau und man konnte gute Gespräche mit ihr führen. Oftmals war

auch sie diejenigen die bemerkte wenn mir ein Tag härter fiel, doch sie konnte auch sehr kalt sein. Ich denke durch die vielen Jahre in denen sie in unserem Büro die Leitung war hatte sie sich eine Schutzschicht aufgebaut und ließ die vielen Todesfälle nicht mehr an sich heran. Besonders über die letzten Monate hatte ich mir oft gewünscht so zu werden wie Sara und auch so kalt sein zu können. Doch das hatte alles jetzt ein Ende. Bald konnte ich anfangen ein richtiges Leben zu führen. Schon bald könnte ich anfangen MEIN Leben zu leben.

Als ich in Saras Büro ankam klopfte ich und tritt ein als sie die Tür öffnete. Unter ihrem Mundschutz konnte ich erkennen, dass sie ziemlich müde war und trotzdem schenkte sie mir ein kleines Lächeln. „Komm rein! Womit kann ich dir helfen? Und zieh ruhig die Maske aus“ entgegnete sie mir. Auch die Corona Pandemie hatte was mit meiner ständigen Tiefstimmung zu tun, gerade dadurch, dass die Menschen das letzte Jahr über so eingeschränkt waren, tat es mir umso mehr leid, dass sie sterben müssen. Ich setz meinen Mundschutz ab und setzte mich auf den Stuhl gegenüber von ihrem Schreibtisch. „Alsooo“ begann ich langsam zu erzählen, dass meine Mutter gesund sei, da Sara genau wusste warum ich hier überhaupt angefangen hatte und fuhr fort. „Ich denke Ich weiß was du von mir möchtest“ unterbrach sie mich und aus ihr Lächeln wechselte zu einem angespannten Blick. „Du möchtest eine Kündigung einreichen, stimmt's?“ fragte sie mich und ich erklärte ihr, dass ich den Umständen entsprechend keine

Notwendigkeit mehr darin sah weiterhin hier zu bleiben. An ihrem Blick konnte ich erkennen, dass irgendetwas nicht stimmte und dadurch wechselte auch mein aufgeregter Blick eher zur Anspannung. Ich hatte Angst. Was wollte sie mir wohl sagen ? Und der Gedankenkreis begann sich wieder zu füllen und zu drehen. „Das läuft bei ins alles nicht so wie bei anderen Berufen“ erklärte sie mir und ich schaute sie verwundert an. „Wie? Wie meinst du das?“ fragte ich sie verblüfft und es wurde erst einmal still.

„Lass uns lieber einen Termin machen um darüber zu sprechen. Ich möchte dir alles in Ruhe erklären“ sagte sie und wir vereinbarten einen Termin für die nächste Woche. Die nächste Woche war für mich sehr turbulent, ich dachte viel darüber nach was wohl los sei und warum ich nicht einfach so kündigen konnte wie in normalen Berufen. Ich kramte in allen Kisten herum und suchte meinen alten Arbeitsvertrag, doch so viel ich auch suchte, war meine Suche vergeblich. Ich konnte den Vertrag nirgendwo finden und mich auch nicht daran erinnern, ob und wenn ja was in dem Vertrag zum Thema Kündigung stand. Meine Schichten Versuchte ich weiterhin in meiner neuen Mentalität fortzuführen, um den Leuten bei ihrem sterbegang zu helfen. Trotzdem war mein Kopf voller Gedanken und den schlimmsten Szenarien. „Was wenn ich niemals kündigen könnte und ich den Vertrag damals nicht gründlich genug gelesen habe“ fragte ich mich. Ich machte mir unzählige Vorwürfe dafür, dass ich damals so leichtsinnig war und dann kam er. Dann kam der Tag an dem ich den Termin mit

Sara hatte. Sie hatte mir für diesen Tag frei gegeben und sich relativ viel Zeit dafür genommen um mit mir zu sprechen. Meine Mutter, die mir die ganze Woche versuchte gut zuzureden, brachte mich ins Büro und versuchte mich abzulenken, sprach mir gleichzeitig aber auch gut zu und wiederholte ständig, dass ich mir keine Sorgen machen soll.

Angekommen am Büro gab sie mir noch einen Kuss auf die Stirn und wiederholte, dass ich mir keine Sorgen machen musste. Ich stieg aus und ging die Treppen hoch zu Saras Büro. Mein ganzer Körper zitterte und mein Herz pochte so schnell wie noch nie und mein Puls war wahrscheinlich unglaublich hoch. Ich klopfte an Saras Tür und sie stand schon bereit um mir zu öffnen. Sie schien auch etwas aufgeregt zu sein und sagte mir aber gleichzeitig, dass ich mich nicht so stressen soll. Es beruhigte mich etwas das sie das sagte, weil ich mir die ganze Woche so Sorgen machte, aber trotzdem hörte mein gewöhnlicher und alltäglicher Gedankenkreis nicht auf. „Ich denke es ist nicht so schlimm wie du denkst, aber es wird dich auch nicht begeistern“ sagte sie mir relativ selbstsicher und fuhr fort.“. Ihre Redensart wurde etwas aufgeregter als vorher und auch wenn sie es sich nicht anmerken lassen wollte, konnte ich ihr ansehen, dass es ihr schwer viel mir das zu übermitteln was sie mir nun sagen musste. Bevor sie anfing zu reden, fing ich an mich auf meinen Atem zu konzentrieren um nicht in Panik auszubrechen und nach einem kurzen Moment Vorbereitung von unsrer beiderseits fing sie an. „Unsere Kündigungsfrist läuft

bei uns nicht so wie bei anderen.“ erklärte sie mir mit einer zitterigen Stimme. Das war etwas was ich mir schon denken konnte, also hörte ich weiter aufgeregt aber aufmerksam zu. „In unserem Betrieb musst du mindestens 7 Jahre arbeiten, bevor du kündigen kannst und auch wenn ich weiß wie sehr dich dieser Beruf belastet, kann ich daran nichts ändern“ stotterte sie. Ich hörte ihr weiter zu, doch umso mehr sie redete umso stiller wurde ihre Stimme in meinen Ohren. „Noch vier lange Jahre die ich vor mir hab.“ kreiste es immer wieder in meinem Kopf. In meinem Kopf bildeten sich immer wieder neue Szenen ab, wie ich den Menschen ihren Tod verkünden musste. Auf einmal fing ich an mir vorzustellen wie die Menschen starben und dachte an alle weinende Angehörigem die gerade ihre Familie verloren haben. Ich bemerkte wie meine Hände anfangen zu zittern und mein ganzer Körper kribbelte. Ich versuchte alle Gedanken bei Seite zu schieben, doch umso mehr ich mich bemühte, umso schwerer wurde mein Herz und mein Atem immer kürzer. Meine Augen füllten sich mit Tränen und ich konnte der Panikattacke nun nicht mehr entkommen. Ich hörte kein Wort mehr davon was Sara mir sagte, obwohl ich an ihren Lippen erkennen konnte, dass sie weiterhin mit mir sprach. Plötzlich sah sie mich starr an, stand prompt auf und versuchte mich zu schütteln. „Meredith, Meredith!“ hörte ich sie immer wieder ganz leise. Wahrscheinlich schrie sie sogar, doch meine Ohren waren so taub, dass ich kaum was hören konnte. Mein Atem wurde immer schwerer und dann war er so weit. Mir wurde

schwindelig und meine Augen schlossen sich. Trotz geschlossener Augen drehte sich alles und auch wenn ich versuchte irgendwas zu sagen ging es nicht. Das letzte was ich hörte oder eher ganz verschwommen sah war Kevin, ein weiterer Mitarbeiter von uns. Ab dann konnte ich mich an nichts erinnern und in meinem Kopf passierte plötzlich nichts mehr. Ich sah nichts, ich hörte nichts und aus welchem Grund auch immer konnte ich nichts fühlen. Ein ungewohntes Gefühl für mich, doch irgendwie war es schön. „Bin ich vielleicht tot? War's das jetzt“ wiederholte sich einige Male in meinem Kopf und dann war wirklich alles still.

Als ich meine Augen wieder öffnete und so langsam zu mir kam, sah ich einen Raum, der mir so erschien wie ein Krankenhaus Raum. Auf einem Stuhl in der Ecke saß meine Mutter und ich konnte hören wie durch den Durchgang der direkt neben meinem Zimmer war viele Ärzte und Krankenschwester liefen. „Was ist passiert?“ nuschelte ich und meine Mutter sprang sofort auf. Zu diesem Zeitpunkt konnte ich mich nicht daran erinnern was passiert war, nur daran was Sara mir im Büro erzählt hatte und dann war für eine Weile erstmal alles weg. „Du hattest eine Panikattacke und bist ohnmächtig geworden.“ flüsterte meine Mutter traurig, lehnte ihren Kopf über mein Gesicht und fing an mich über die Wange zu streicheln. Sie erklärte mir die ganze Situation und so langsam konnte ich mich wieder daran erinnern was passiert war. Ich konnte mich an das Zittern meiner Hände erinnern und plötzlich auch an alles was Sara

mir gesagt hatte, was ich vorher nur ganz leise hörte. Woran ich mich am meisten erinnern konnte war das Gefühl, als ich schon in der Ohnmacht war. Dieses Gefühl, dass ich nichts fühlte und im Nachhinein konnte ich dieses Gefühl mit Frieden und Ruhe verbinden. Nach einer Zeit kamen ein Arzt sowie eine Krankenschwester rein und der Arzt fing an mich zu untersuchen. Mein Puls, Blutdruck sowie alle anderen wichtigen Werte waren wieder auf dem Normalstand, sodass der Arzt mich schon am Abend Nachhause schicken konnte. Zuhause angekommen, sah ich unzählige verpasste Anrufe von Sara auf meinem Haustelesfon und auf meinem Handy. Sie hatte mir viele Nachrichten geschrieben in denen sie sich dafür entschuldigte was passierte. Sie versuchte sich zu erklären, doch das musste sie meiner Meinung nach garnicht. Ich wusste, dass sie dafür nichts konnte und das wenn sie die Möglichkeit dazu hätte, sie mich sofort kündigen würde, doch irgendein Vollidiot hatte sich die Regel ausgedacht sieben Jahre zu arbeiten. Sieben unglaublich lange Jahre. In meinem Fall hatte ich jetzt schon drei Jahre geschafft, was fast die Hälfte von dem war, was ich brauchte, doch der Gedanke daran, dass ich noch vier Jahre vor mir hatte. Vier Jahre waren über tausende Anrufe, davon viele junge Kinder, aber auch viele Eltern die sterben mussten, ohne dass sie etwas schlimmes getan hatten. Das letzte Jahr verbrachten sie alle in ihren Häusern, weil die Regierung uns durch die Pandemie nicht mehr erlaubte was zu erleben. Nachdem ich eine Weile zuhause auf dem Sofa rumlag, stand ich

auf und ging mich duschen. Mein eigener Körpergeruch war nach den ganzen Schweißausbrüchen des heutigen Tages unerträglich, außerdem war mir immer noch unglaublich heiß und vom vielen weinen war meine Mascara verlaufen. Warum mir die niemand im Krankenhaus weg gewischt hatte war mir sowieso ein Rätsel, aber wahrscheinlich wollte mich keiner mehr damit stören wie schlimm ich gerade aussehe. Meine Dusche drehte ich kalt auf und schaltete den Duschkopf auf Regen ein. Am Morgen hatte ich die Wasserfeste Mascara aufgetragen, da ich schon Angst davor hatte an diesem Tag zu weinen, weshalb ich jetzt fünf Minuten damit verbrachte mir die Mascara aus dem Gesicht zu reiben. Mit dem Duschen fertig und schon angezogen in gemütliche aber warme Sachen, zog ich meine Schuhe an und nutze einen langen Spaziergang um Sara zurückzurufen. Spaziergänge waren meine Befreiung und besonders an Tagen, an denen ich Panikattacken erlitt genoss ich es so sehr die frische kühle Luft einzuatmen und den Klängen der Natur zuzuhören. Bevor ich Sara schrieb, dass ich sie gleich zurückrufen würde, nahm ich mir zehn Minuten an der Luft um einfach in Stille zu gehen. Bis zu einem kleinen Fluss in der Nähe meines Häuschens, brauchte ich knappe drei Minuten. Dort angekommen schrieb ich erstmal Sara, dass Ich sie in zehn Minuten zurückrufen würde und dann ging's los. Ohne Musik auf den Ohren und einem klaren Kopf lief ich einmal um den Fluss herum und hörte dem Plätschern des Wassers zu. Die Stille und kein

Gerede von Menschen gaben mir irgendwie einen inneren Frieden, sodass ich zu meinem Erstaunen für einen kurzen Moment vergessen konnte was heute alles geschehen war. Als ich mich dazu bereit fühlte Sara endlich anzurufen setzte ich mich nicht wie gewöhnlich bei Telefonaten auf eine Bank, sondern ging los in Richtung Altstadt. Ich wusste wie sensibel ich in Hinsicht auf dieses Thema reagieren konnte und das das sitzen mich eher zu einer weiteren Panikattacke verleiten würde. Und dann war es soweit. Als ich den Freizeichen Ton durch mein Handy hörte wurde ich immer aufgeregter. Ich wusste das Sara mir nichts Böses sagen würde, aber allein der Fakt, dass sie mich in diesem Zustand gesehen hatte, ließ mich mich unwohl fühlen. „Hallo Meredith“ entgegnete sie mir aufgereggt am anderen Ende der Leitung und wir fingen an zu sprechen. Sie Entschuldigte sich wahrscheinlich mehr als tausend mal dafür, dass sie nichts an der Situation ändern konnte, doch obwohl ich ihr keinesfalls böse war wusste ich nicht was ich ihr antworten sollte. Das einzige was sie nun für mich tun konnte, war mir für die kommende Woche freizugeben, um mich zu erholen und gleichzeitig auf die nächsten 4 Jahre wenigstens ein bisschen vorzubereiten. „Ich weiß eine Woche ist nicht viel, aber du weißt mehr kann ich leider nicht für dich tun.“ drückte sie relativ nuschelnd aus. Ich konnte an ihrer Tonart und an der Lautstärke in der sie mit mir sprach bemerken, dass es ihr schwer viel darüber mit mir zu sprechen. So eine Situation war in ihrer Berufslaufbahn bestimmt noch

nicht oft geschehen, aber sie hatte recht. Eine Woche frei war wenig Zeit und trotzdem war ich dankbar, dass ich zumindest diese Zeit hatte um mich zu erholen. Panikattacken waren jedesmal eine große Belastung für mich. Seitdem ich als Todesbotin arbeitete häuften sich die Panikattacken und nicht nur der Moment in dem ich meinen Verstand verlor waren anstrengend, sondern auch oftmals noch die ersten ein bis zwei Tage danach. Sie machten mich müde und ich war erschöpft. Doch eins hatten sie an sich was positiv war, denn ich konnte danach die Nächte tatsächlich durchschlafen, was in meinem Alltag nicht oft passierte.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs unterhielten wir uns über andere Dinge, um unsere Konversation nicht mit negativen Dingen zu beenden und nach über einer Stunde telefonieren legten wir schließlich auf. Als wir fertig waren, war ich bereits am Ende der Altstadt angekommen, sodass ich einen langen Weg zurück Nachhause hatte, was mich in dem Moment glücklich machte. Denn Weg Nachhause verbrachte ich in Stille. Ich ging an vielen kleinen Sprinkleranlagen vorbei und genoss die Geräusche der Natur. Es war schon so spät, dass nur noch wenige Menschen durch die Straßen liefen, die auch alle das kühle aber nicht kalte Wetter genossen. Die Lichter der Nacht waren unglaublich beruhigend und gaben mir einen Grund um zu lächeln. Mein erstes Lächeln am heutigen Tag bemerkte ich nicht gerade verwundert und lächelte noch breiter, als ich nach oben sah und die vielen leuchtenden Sterne am Himmel sah. Heute

waren es so viele und der Mond strahlte ganz Hell. „Morgen wird es sonnig!“ flüsterte ich leise vor mich hin und spazierte weiter in Richtung zuhause. Als ich klein war hatte mein Opa mir immer erzählt, dass umso mehr Sterne am Himmel sind, umso mehr die Sonne am nächsten Tag strahlt und so war es tatsächlich meistens. Die Natur bringt mich immer wieder zum Lächeln. Unter all dem Stress der im Alltag eines jeden Platz einnimmt, ist die Natur eine so gute Ablenkung. Vor meinen Frühschichten kann ich meistens den Sonnenaufgang genießen und noch einmal so richtig entspannen bevor der ganze Trubel losgeht und nach meinen Spätschichten kann ich vor allem im Sommer bei angenehmen Temperaturen den Sonnenuntergang genießen. Das ist wahrscheinlich auch das einzige was ich an der Arbeit positiv sehen kann, die Arbeitszeiten. Nach einer Stunde spazieren durch die Nacht bin ich endlich zuhause angekommen und falle müde ins Bett. Beim einschlafen fällt mir ein, dass ich heute kaum was gegessen hab, doch das ist mir jetzt egal und ich schlafe mit Hilfe von einer geführten Meditation durch die nette Dame auf meinem Handy schnell ein.

Am nächsten Morgen wachte ich nach knappen elf Stunden Schlaf auf und blieb noch etwas im Bett liegen. Meine Mutter hatte mir am gestrigen Abend deutlich gemacht, dass ich mich unbedingt erholen müsste und auch Sara hatte mich am Telefon darum gebeten meine Freien Tage wirklich zu nutzen. Nach einer kurzen Zeit nur rumliegen und Serien schauen bekam ich Hunger und begab mich zum Kühlschrank.

Beim aufstehen bemerkte ich, dass meine Beine noch etwas schwach waren, wahrscheinlich eine Kombination aus zu langem Spaziergang und den Auswirkungen meines gestrigen Zusammenbruchs. Ich öffnete den Kühlschrank und fand nicht mehr als ein paar Eier, Toastbrot und die Reste der selbstgemachten Erdbeermarmelade meiner Mutter. Ich musste also einkaufen, denn zum Mittagessen war nichts mehr da. Ich machte mir ein Glas Wasser und kratzte die Reste aus dem Marmeladeglas auf mein Toast Brot. Anschließend ging ich mich schnell ab duschen und zog mir eine gemütliche Hose und einen übergroßen Pullover an. Draußen schien tatsächlich die Sonne und ich stieg in mein Auto, welches etwas weiter von meinem Häuschen geparkt war. Hier in der Gegend war es immer unglaublich schwer an Parkplätze dranzukommen, also musste man Gefühle zehn Kilometer laufen um zu seinem Auto zu kommen. Oft regte ich mich darüber auf, doch heute ersparte ich mir meine Wut und die Aufregung. Der Supermarkt war gefüllt, was mich wunderte, da es ein Montag war und dann fiel mir ein, dass bald Ostern war. Ich hatte das total vergessen vor lauter Stress, also nutze ich meinen Wochen Einkauf direkt um ein paar Teile für Ostern mitzunehmen. Ostern verbrachte ich, wenn ich nicht gerade arbeiten musste bei meiner Mutter mit meiner älteren Schwester April und ihrem Ehemann Jackson. Und ja auch an Ostern mussten wir oft arbeiten. Ziemlich traurig wie ich finde. Nicht, dass man an diesem Tag zur Arbeit geht, sondern das nichtmal an einem so schönen Feiertag

die Familien von uns verschont werden. Dieses Jahr Ostern wird das erste Mal Ostern seit langem sein, an dem wir uns keine Sorgen um meine Mutter machen müssten und das machte mich irgendwie glücklich. Vom einkaufen zurück zuhause packte ich alles in den Kühlschrank und in die Schränke und legte mich danach wieder in mein warmes Bett. Obwohl ich die Nacht so viel geschlafen hatte war ich immer noch ziemlich müde und schlief somit sehr schnell wieder ein. Ca. zwei Stunden später weckten mich Polizei Sirenen die an meinem Haus vorbeifuhren. Ich sah das es schon relativ spät, was dazu führte das ich mir mein Mittag oder eigentlich schon Abendessen zubereitete und mich anschließend wieder in mein Bett kuschelte, Serien schaute und irgendwann kurz vor Mitternacht wieder einschlieft. Die nächsten Tage meiner freien Woche verbrachte ich relativ ähnlich, desto näher ich der Arbeitswelt in Auge blickte, desto mehr ging ich wieder raus, machte mehr Sport und versuchte mich wieder an den Alltag zu gewöhnen. Über die ganze Woche begleitete mich trotz der Entspannung, die ich dringend nötig hatte, viel Angst und Unruhe. Drei Jahre hatten mich schon gebrochen, wie würde ich dann wohl noch mit vier weiteren Jahren klarkommen? Montag war der letzte Tag an dem ich zuhause bleiben konnte, also bereitete ich mich ganz genau auf den morgigen Tag vor. In meinem Kopf wiederholte ich immer wieder den Ablauf meines Tages und übte mit ein paar Blumentöpfen, Tassen und dem Fernseher wie ich morgen wieder mit den Menschen sprechen und

umgehen muss, um ihnen bestmöglich zu helfen. Naja eigentlich übte ich eher mit mir selber als mit den Gegenständen, doch ich wusste ich bräuchte das um Morgen wieder richtig einzusteigen. Wären in diesem Haus versteckte Kameras gewesen, würden die Menschen mich wahrscheinlich für verrückt halten und auch ich selber fand mich ziemlich komisch und fühlte mich albern dabei mit mir selbst zu sprechen. Doch was sollte ich anderes tun? Ich wusste ich könnte meine Mutter darum bitten am Telefon mit mir zu proben, doch ich wollte sie nicht noch mehr belasten. Seitdem ich wusste, dass sie gesund ist wollte ich sie einfach nur glücklich sehen und keinen unnötigen Ballast auf ihre Schultern legen. Generell bin ich jemand der niemandem belasten will, also fragte ich auch meine Schwester April oder meine Freunde nach Hilfe. Ich wollte es einfach alleine schaffen und am Ende des Tages schaffte ich das auch. Als ich mich in mein Bett legte und schonmal den Wecker für morgen Früh einstellte, füllte ich Stolz. Ich war stolz darauf, dass ich es geschafft hatte mich auf morgen vorzubereiten ohne große Nervenzusammenbrüche. Natürlich floss beim üben die ein oder andere Träne und es gab auch mal die ein oder andere Minute an der ich nicht weiter wusste und auch nicht mehr weiter wollte, doch ich hatte alle negativen Gedanken besiegt und fühlte mich zumindest einigermaßen vorbereitet für meinen ersten Arbeitstag nach so langer Zeit.

Der nächste Morgen verlief reibungslos, ich stand pünktlich zu meinem Wecker auf ohne auch nur

einmal auf „snooze“ zu drücken, hatte genug Zeit um mich frisch zu machen und mir meine Lunchbox für die Schicht vorzubereiten und auf der Autobahn, auf dem Weg zur Arbeit gab es heute auch keinen Stau. Bevor ich das Büro betrat fing mein Herz schneller an zu klopfen und meine Hände zu schwitzen, doch ich wusste ich musste das jetzt tun und dort reingehen. Oben angekommen sprach ich mir noch ein paar Minuten gut zu, bevor ich die Tür zitternd öffnete und meine Kollegen begrüßte. Zu meinem Glück waren heute viele Leute da, was für jeden einzelnen von uns weniger Arbeit bedeutete und gerade nach dem Ereignis der letzten Woche tat mir das ganz gut. Ich war Sara dankbar, denn ich wusste sie hatte mehr Leute für mich eingeteilt, auch wenn sie es mir so niemals sagen würde. Sara schien nach außen zwar oft kalt, doch in ihrem inneren war sie eine unglaublich liebenswürdige Person mit einem Herz am richtigen Fleck. Sie war heute nicht im Büro, weil sie Besorgungen machen musste, was mich auf der einen Seite beruhigte, da es schwierig für mich wäre ihr nach meinem Zusammenbruch in die Augen zu schauen, auf der anderen Seite war sie hier meine Bezugsperson und wenn es mir nochmal schlechter gehen sollte war heute niemand wirklich da. Ich hatte es in den letzten Jahren vermieden mir hier Freunde zu suchen, da ich nach der Arbeit nichts mehr zu dem Thema hören wollte und auch niemandem von dort sehen wollte. Ich setzte mich an meinen Bürotisch und stöberte die Liste durch mit den Dingen die ich heute erledigen musste. Ich sah das meine erste Person

eine ältere Dame war, was mir den Anruf etwas erleichterte. Es war nie einfach die Menschen anzurufen, doch junge Menschen waren der Horror für mich. Ich bemühte mich der Dame alles nett zu erklären und zu meinem Glück reagierte sie weder noch sehr enttäuscht weder zu glücklich. Für meinen ersten Anruf nach einer Woche reagierte sie eigentlich perfekt. Trotzdem brauchte ich nach diesem Anruf erstmal einen Moment um mich wieder zu sammeln und die nächste Person anzurufen. So verlief auch der restliche Tag bzw. meine restliche Schicht. Nach jedem Anruf sammelte ich mich für einige Minuten und dann ging es weiter. Zwischendrin, je nachdem wie alt die Leute waren, brauchte ich eine längere Pause, da mir die Tränen immer näher kamen, was auch dazu führte, dass ich heute etwas später als gewöhnlich aus dem Büro kam, doch das war okay. Die nächsten Tage verliefen relativ abwechslungsreich. Der eine Tag war einfacher zu durchleben und der andere schwerer, doch bis zu einem bestimmten Zeitpunkt konnte ich mit meinem Leben klarkommen. Und dann kam das Loch. Der erste Tag kam an dem es mir schwer fiel morgens früh aufzustehen und der Tag in der Arbeit war eine Qual. Nach jedem Anruf kamen mir die Tränen und man konnte mich für den restlichen Tag nicht ansprechen. Der negative Gedanken Kreis begann wieder und so verliefen die nächsten Tage. Ich hörte auf den Menschen nach der Verkündung ihres Todes gut zuzusprechen und wimmelte sie wieder so schnell wie möglich ab. Nach meinen Schichten verkroch ich mich in mein Bett und

weinte oder tat einfach nichts. Meine Kraft war weg und ich hatte das Gefühl ich würde nicht mehr leben, sondern nur überleben und dieses Gefühl zerfraß mich. Ich hatte keine Ahnung wie ich mich aufraffen sollte um aus diesem Loch wieder rauszukommen und irgendwie konnte ich mir auch nicht erklären woher dieses Loch auf einmal kam.

Nach einer Woche arbeiten, war endlich Ostersonntag und ich hatte eine Frühschicht. Zum Glück muss ich sagen, denn so konnte ich den Nachmittag mit Meiner Mutter, April und Jackson verbringen. Auch wenn dieser Tag eigentlich schön sein sollte fühlte ich mich am Morgen sehr überfordert. Es fiel mir schwer früh morgens aufzustehen und überhaupt aus dem Bett zukommen, doch ich wusste ich muss. Ich machte mich fertig und zog mir direkt etwas mehr elegantes an, damit ich mich später vor dem besuch meiner Familie nicht mehr umziehen musste. Bevor ich das Haus verlies, griff ich noch schnell nach der Tüte mit den Besorgungen die ich für den Nachmittag vorbereitet hatte und fuhr los. Der Tag in der Arbeit verlief wie im Schnecken tempo. Ich hatte das Gefühl die Zeit würde nicht vergehen und weiterhin war jeder einzelne Anruf die größte Qual und ich begann zu zittern bevor ich die Nummern wählte. Am Ende meiner Schicht machte ich mich noch schnell in unserem Badezimmer fertig und fuhr zu unserem alten Familienhaus. Ich schnallte meinen Gurt ab und blieb noch kurz im Auto sitzen. Auch wenn ich in meinem Loch war, wollte ich meiner Familie nicht den

Tag versauen, also hieß es für mich Maske aufsetzen, Lächeln und rein. Am besten so gut Schauspielern, dass es mir meine Mutter auch nicht anmerkt. Daran, dass der Tag schön werden könnte hatte ich garnicht gedacht, denn alles was in meinem Kopf war, war dass ich mir einfach Mühe geben muss, so dass es mir bloß keiner anmerkt. Etwas Freude konnte ich aber trotz allem verspüren. Ich hatte meine Schwester nun schon seit einem halben Jahr nicht mehr gesehen, da sie mit ihrem Ehemann nach der Hochzeit in eine andere Stadt gezogen war. Wir hatten zwar wöchentlichen Kontakt, doch nach dem Tod meines Vaters vor elf Jahren wurden wir eigentlich zu einem unzertrennlichen Duo bzw. Trio, da unsere Beziehung zu unserer Mutter ebenfalls unglaublich stark und schön war. Ich war April dankbar für alles, denn als meine Mutter erkrankte wurde sie für eine zweite Mutter für mich und das, obwohl sie erst siebzehn Jahre alt war als alles passierte und somit nur drei Jahre älter als ich. Als ich klingelte öffnete sie mir die Tür und wir fielen uns sofort um den Hals. April und Jackson waren schon vorgestern Abend angereist, doch da ich so überarbeitet war kamen wir noch nicht dazu uns zu treffen. Direkt Hinter April standen Jackson und meine Mutter und warteten darauf, dass wir uns aus unserer langen innigen Umarmungen lösten, um mich auch zu Begrüßen. Nach unserer langen Umarmung und Tränen beiderseits begrüßte ich auch Jackson, zu dem ich ein sehr gutes Verhältnis hatte und der mit der Zeit wie ein Bruder für mich geworden war und

anschließend meine Mutter. Ich freute mich sehr die drei zu sehen und vergaß sogar für einen kurzen Moment, dass ich mich eigentlich gerade in einem Loch befand.

Meine Schwester und Jackson lernten sich kennen als April sechzehn war und heirateten vier Jahre später. Er bekam alles von unserem Leben mit. All die Jahre voller Leid wegen der Krankheit meiner Mutter, Momente in denen es besser wurde, aber auch Momente in denen wir alle an ihrem Krankenbett saßen und Angst davor hatten sie hätte nicht mehr lange Zeit und würde bald von uns gehen. Auch Jackson und meine Schwester hatten mir oft von dem Beruf als Todesbotin abgeraten und meinten sie würden es mit ihrem Gehalt auch irgendwie hinbekommen alles zu regeln, doch ich wusste, dass es nicht so war.

Als ich ins Wohnzimmer trat konnte ich schon den köstlichen Geruch des Brathühnchens riechen und die Klöße lagen bereit um gekocht zu werden. Seitdem wir klein waren gab es an jedem Osterfest dieses Gericht und egal unter welchen Umständen und an welchen Orten wir Ostern verbringen mussten, gab es immer das leckere Brathuhn mit Klößen und Gemüse. Meine Mutter legte die Klöße in das kochende Wasser und ich fing an schonmal den Tisch zu decken und die restlichen Getränke aus dem Kühlschrank zu holen. Noch bevor wir anfangen gute, schöne aber auch sehr intensive Gespräche zu führen, stellte ich klar, dass ich an diesem Nachmittag nichts über meine Arbeit hören wollte und mit einem Augenrollen akzeptierten

es alle drei. Ich weiß, dass sie es nur gut meinen wenn sie mit mir darüber sprechen wollen, doch heute und jetzt bin ich hier und nicht auf der Arbeit, also möchte ich auch nicht darüber sprechen. Wir konnten gerne über die Berufe von April und Jackson sprechen, aber mein Beruf war Heute Tabu. Nachdem alles fertig und schön angerichtet war, setzten wir uns gemeinsam an den Tisch, sprachen noch ein Tischgebet und genossen anschließend das leckere Essen. Danach kam es zu unserem gewöhnlichen Spielabend und tatsächlich spielten wir heute bis in die Nacht herein, lachten viel und erinnerten uns an die schönen Momente aus der Vergangenheit. Ich fühlte mich gut und war glücklich, es war so als müsste ich heute gar keine Maske tragen um einen schönen Abend zu haben, sondern dass die Umstände in denen ich mich befand mich auch schon so glücklich genug machten.

Teil 2

Der Mensch sollte nicht den Tod fürchten, sondern dass er nie anfängt zu leben.

-Marc Aurel, römischer Kaiser

6:45 Uhr und mein Wecker klingelte wieder einmal um mich für die Arbeit zu wecken. Seit Ostern waren nun schon zwei Monate vergangen und April und Jackson waren zurück in ihren Wohnort gefahren. „Ostern“ dachte ich mir und dachte wieder mal an den letzten Tag an dem ich auf irgendeine Art und Weise Glück verspürte. Auch wenn ich zu diesem Zeitpunkt eigentlich in meinem Loch war, fühlte ich mich an diesem Abend glücklich. Direkt als ich Nachhause kam änderte sich meine Stimmung prompt und der Gedankenkreis begann. Nun liege ich hier in meinem Bett, zwei Monate später und mir geht es so schlecht wie noch nie. Besonders in den letzten Monaten hatte ich so viele Junge Menschen denen ich den Tod verkünden musste, so dass ich in meinem Leben gar kein Licht mehr sah. Dies war wieder einmal ein sehr schwerer Tag unter allen schweren Tagen, doch da ahnte ich noch garnicht was Heute überhaupt auf mich zukommen würde.

Nach dem ich noch so einige Minuten in meinem Bett lug und einfach nur über alles nachdachte, rappelte ich mich schließlich auf und zog mich an. Ein gesundes Essverhalten konnte ich seit knapp einem Monat komplett vergessen. Entweder ich aß viel zu viel oder garnicht. Heute war wieder einmal einer dieser Tage an denen ich absolut keinen Hunger verspürte und ohne zu Frühstücken oder mir auch nur eine Kleinigkeit für später einzupacken fuhr ich zur Arbeit. Ich wusste ganz genau, dass es ungesund war was ich da tat, doch es ging einfach nicht anders. Seit

zwei Tagen hatte ich nicht mehr gegessen als eine Banane und ein trockenes Brötchen, aber mein Körper vermittelte mir noch nicht das ich etwas Nahrung brauchte, also machte ich mir auch noch keine Sorgen. Oftmals kam die Appetitlosigkeit wenn ich ein komisches Bauchgefühl verspürte oder mich einfach nur unruhig fühlte. Diese Unruhe, sie fraß mich auf und Ich fühlte mich nun schon seit über mehr als drei Tagen so, als würde mir gleich mein Herz rausspringen. Ich weiß nicht wie ich diese innere Unruhe beschreiben kann, doch es fühlte sich ungefähr so an, wie eine schrecklich große Angst vor irgendwas. Man konnte es damit vergleichen, als müsste ich mich gleich auf irgendeine Achterbahn setzen und wäre davor aufgereggt und dieses Gefühl begleitete mich jetzt schon so lange.

Ich fuhr frühzeitig los zur Arbeit, da normalerweise viel Verkehr auf dem Weg zur Arbeit war und so kam es auch heute. Für eine Strecke für die ich normalerweise nicht mehr als zwanzig Minuten brauchte, brauchte ich heute fünfundvierzig Minuten. Leicht genervt betrat ich also mein Büro und setzte mich an meinen Schreibtisch Stuhl. Ich schaute im System nach und rief die erste Person an die mir angezeigt wurde. Und wie sollte es auch anders kommen, natürlich war es ein kleines zwölf jähriges Mädchen. Wie erklärst du einem kleinen Mädchen was gleich oder heute im laufe des Tages passieren wird. Ich konnte nicht nachvollziehen wie man solch kleinen Kindern, solch eine große Angst machen konnte. Diese Kinder verbrachten den restlichen Tag

wahrscheinlich nur in ihren Zimmern geprägt von Angst und Panik und trotzdem waren es unzählige junge Kinder die wir in den letzten Monaten anrufen mussten. Die Eltern taten mir am meisten Leid, nicht nur ein Mal war es in den letzten Wochen vorgekommen, dass mir der Nachname im System so bekannt vorkam und Zack rief ich die Kinder an und hörte wie die Kinder nach ihren Eltern riefen und diese panisch und verzweifelt riefen, dass wir Todesboten ihnen schon eines ihrer Kinder genommen hatten. Solche Fälle konnte ich am wenigsten verstehen. Warum direkt zwei Kinder? Reicht nicht nur eins und eins ist schon zu viel, doch mein Beruf war gnadenlos und egal wie lang ich jetzt schon dabei war ich konnte mich mit den Fakten und Tatsachen nicht abfinden und umso weniger anfreunden. Heute waren es drei junge Kinder bis zum Alter von fünfzehn Jahren denen Ich sagen musste, dass sie bald sterben werden und dann hatte ich endlich Pause und die brauchte ich auch. Was ich nach der Pause sah, würde mir noch meinen Tag zerstören und eigentlich der Anfang meiner richtigen Geschichte sein. Doch jetzt genoss ich erstmal meine wohlverdiente Pause und kaufte mir einen Kaffee am ranzigem Kaffeeautomat im Pausenraum und eine Tomatensuppe, die auch nicht gerade gut schmeckte, meinem leeren Magen aber sehr gut tat. Ich ging aus dem Büro raus und atmete erstmal tief durch. Mit der Zeit war das wie ein Ritual für mich geworden und ohne ging es mittlerweile nicht. Ich setzte mich in den Park neben dem Büro und schaute den Vögeln beim fliegen zu. Als ich

bemerkte das es langsam Zeit wurde um wieder zurück zu gehen, rappelte ich mich auf und ging los. Aus irgendeinem Grund hatte ich so ein komisches mulmiges Gefühl im Bauch, doch ich konnte es nicht richtig zuordnen. Dieses Gefühl war nicht wie meine gewöhnliche innere Unruhe, sondern viel schlimmer und intensiver. Ich bemühte mich, mich nicht länger damit zu beschäftigen und im Büro angekommen arbeite ich wie sonst auch immer weiter. Ich hatte nun noch knappe vier Stunden Arbeit vor mir und zwanzig Leute. Die restlichen Leute waren eigentlich alle in einem relativ angenehmen Alter für mich, so dass es nicht ganz so belastend war. Zwischen den ganzen Anrufen erledigte ich noch den gewöhnlichen Papier Kram und dann kam er, der Moment der mein Leben, mein Mindset und alles um mich herum nochmal um achtzig grad drehen würde. Ich hatte nun noch fünf Anrufe vor mir, aber noch relativ viel Zeit bevor ich Feierabend musste, also nahm ich mir etwas mehr Zeit für die Menschen, damit auch meine Zeit bis zum Feierabend schneller verging. Über die nächsten zwei Anrufe und vor dem letzten, wurde diese innere intensive Unruhe immer stärker. Ich spürte wie mir irgendwas die Luft abschnürte, was sich anfühlte wie ein Seil und wie mein Herz von Minute zu Minute immer schneller und schneller schlug. Dann kam er. Dann kam der letzte Anruf. Bevor ich im System nach dem Namen und der Nummer schaute, dachte ich mir erstmal nichts dabei, weshalb ich mir natürlich auch keine Zeit für die Vorbereitung nahm. Ich klickte in unserem System den letzten Anruf an und bekam

einen Schock. Ich saß in diesem Stuhl zehn Minuten, konnte mich nicht bewegen und starrte einfach den Bildschirm an. Was ich dort gelesen hatte konnte nicht sein. Mein Herz pochte immer schneller und mein Atem wurde stiller. „Lilith Yang“ war der Name der mir auf dem Bildschirm angezeigt wurde. Der Name Lilith Yang war der Name meiner Mutter. Ich konnte nicht verstehen warum sie mir in dem System angezeigt wurde, sie wurde doch gerade erst geheilt. Was war los? Warum heute? Was würde passieren? Warum musste ich ihr diese schlimme Nachricht gleich übermitteln ? Tausende fragen kursierten in meinem Kopf und ich konnte mich nicht beruhigen. Wie sollte ich meiner eigenen Mutter sowas sagen. Einen Moment lang überlegte ich, ob ich ihr viel einfach gar nichts sagen sollte. Vielleicht wäre es besser wenn sie diesen Tag erleben könnte, ohne zu wissen das dieser Tag heute ihr letzter sei. Noch bevor ich diesen Gedanken zu Ende führen konnte fiel mir ein, dass wir dazu garnicht befugt waren. Jeder Anruf wurde von der Regierung strengst geprüft und musste getätigt werden, unabhängig von den Umständen. Es war egal ob es deine Freunde, junge Kinder oder sonst was waren, du musstest diesen Anruf tätigen, doch so einen Fall wie heute, dass jemand, in diesem Falle ich selber, seine eigene Mutter benachrichtigen musste, hatte ich noch nie erlebt. Bevor ich es schaffte meine Mutter anzurufen musste ich mich sammeln. Ich konnte immer noch nicht realisieren was ich auf diesem Bildschirm gelesen hatte. Die ganze Zeit dachte ich daran, dass es ein Fehler gewesen sein

muss und das System kaputt sei, doch so etwas ist noch nie passiert. Mittlerweile war schon eine halbe Stunde vergangen und ich saß dort immer noch so starr. Meine Augen waren komplett rot, durch die ganzen Tränen die ich in den letzten Minuten geweint hatte, doch langsam musste ich meinen Mut fassen und anrufen. Meine Hände zitterten und schwitzen und es war schwer den Hörer festzuhalten. Ich wählte die Nummer meiner Mutter und legte den Hörer neben mich auf den Tisch und wartete bis sie dran ging. Ich wusste, dass ich diesen Anruf nicht so führen würde wie jeden anderen, ich wusste es würde viel emotionaler sein, doch das war okay so. Hätte ich den Anruf mit meiner Mutter so behandelt wie jeden anderen, wären wir beide wahrscheinlich daran kaputt gegangen. Und dann war es soweit. Sie nahm den Hörer ab und fragte verwirrt „Hallo, wer ist da?“, da ich mit unserem Diensttelefon anrief und die Nummer ihr somit unbekannt war. Bevor ich noch etwas sagen konnte brach ich in Tränen aus. Weiterlich verkündete ich ihr, dass sie bald sterben würde und anstatt zu weinen oder in Panik auszubrechen, versuchte meine starke Mutter mich zu beruhigen. Sie war so unglaublich stark und es tat mir im Herzen weh, dass ich nicht stark genug für sie sein konnte. Ich erklärte ihr die Regeln grob und fuhr dann sofort los zu ihrem Haus. Unterwegs rief ich unter Tränen April an und schilderte ihr die Situation und auch April brach sofort in Tränen aus. Gerade erst war unsere Mutter von der Krankheit geheilt worden. Ihre letzten Jahre konnte sie nicht genießen, sondern erlebte sie

unter Schmerzen in Krankenhäusern oder in ihren eigenen vier Wänden und jetzt musste sie ohne ihr Leben gelebt zu haben von uns gehen. Es tat mir schon immer weh an die Angehörigen der Toten zu denken, doch erst jetzt konnte ich nachvollziehen was das für ein qualvoller Schmerz war.

Über jede Ampel raste ich ohne darüber nachzudenken, dass ich andere oder auch mich selber dadurch in Gefahr bringen konnte. Zum Glück kam ich heil am Haus meiner Mutter an und klopfte. Sie öffnete nicht. Ich klopfte nochmal und nochmal, doch es kam nichts. Plötzlich fiel mir ein, dass ich irgendwo in meinem Auto noch einen Schlüssel von ihr hatte, also rannte ich zum Auto und suchte diesen Schlüssel. Es brauchte mich ganze fünf Minuten bis ich diesen verdammten Schlüssel fand und dann rannte ich rein. Ich brach in Tränen aus als ich sie dort auf dem Boden liegen sah. Ich war zu spät. Ich konnte ihr nicht mehr helfen und sie auch nicht mehr retten. Sofort rief ich den Rettungsdienst und wartete. Es dauerte unendlich lange bis er endlich unsere Tür betrat und meine Mutter untersuchte. Als sie reinkamen lag ich komplett aufgelöst und schreiend mit meiner Mutter im Arm auf dem Boden. Ich konnte nicht mehr. Ich hatte nun den wichtigsten Menschen in meinem Leben verloren und musste es ihr auch noch selber sagen. Der Mann vom Rettungsdienst versuchte mich zu beruhigen und von meiner Mutter loszulösen, doch es ging nicht. Zu groß war meine Angst, dass wenn ich sie nun loslassen würde, ich sie für immer verlieren würde. Nach einer Stunde auf

mich einreden, ließ ich meine Mutter unter Tränen los. Im selben Moment kam April reingerannt, gab meiner Mutter noch einen Abschiedskuss und umarmte mich unter Tränen. Ich weinte in ihren Armen wie ein Baby und nach einer Zeit kam auch Jackson nach und dann weinten wir beide in seinen Armen. Nun waren wir nur noch zu zweit und hatten beide Elternteile verloren. Dieses Gefühl war das schlimmste was ich jemals in meinem Leben verspürte.

Nachdem April und ich uns beruhigt hatten fuhren wir alle zusammen ins Krankenhaus, um uns den Befund des Arztes anzuhören. Wir beide hatten im Auto die ganze Zeit spekuliert was ihr passiert sein konnte oder, ob ihre Krankheit vielleicht wieder zurück gekehrt war. Im Krankenhaus erklärte uns der Arzt, dass es höchstwahrscheinlich ein plötzlicher Schlaganfall war, den man hätte nicht verhindern können. Obwohl der Arzt mir mehrmals klarmachte, dass ich nicht an dem Tod Schul war und es auch nicht geändert hätte, wenn ich früher da gewesen wäre, machte ich mir unendlich viele Vorwürfe. Vielleicht hätte ich sie nicht anrufen sollen und der Schlaganfall kam nur von dem Schreck und Schock den ich ihr eingejagt hatte? Vielleicht hätte ich schneller fahren sollen und hätte dann noch etwas für sie tun können? Tausende Gedanken und Fragen kreisten in meinem Kopf und ich konnte nicht aufhören zu weinen. April war auch sehr aufgelöst. Wir beide hatten immer ein gutes Verhältnis zu unserer Mutter, welches sich besonders dadurch gestärkt hatte, dass wir sie über die letzten sieben oder sogar fast acht Jahre pflegten. Meine Schwester hatte über die letzten Jahre keine richtige Kindheit oder ein richtiges Leben geführt. Entweder sie

kümmerte sich um meine Mutter oder sie kümmerte sich um mich und Zeit für sich selber hatte sie nicht. Jackson half ihr wo er nur konnte, doch auch er kam irgendwann an seine Grenzen, was auch verständlich war. Nun wollte sie sich wieder bei Seite schieben, um für mich da zu sein und mich zu unterstützen. April wusste ganz genau wie schwer mir der Tod unserer Mutter viel, doch auch ich wusste wie sie litt. Sie wollte für eine paar Monate aus der Wohnung mit Jackson ausziehen und sich eine Wohnung in meiner Nähe mieten oder einfach direkt bei mir einziehen, doch da war ich gegen. Sie sollte sich auch um sich selbst kümmern und nicht immer nur auf mich schauen und mich pflegen. April bestand darauf wenigstens bis zur Beerdigung unserer Mutter zu bleiben und erst dann Nachhause zu fahren und da Jackson uns beide, aber vor allem sie nicht alleine lassen wollte blieb er auch bei mir.

Zwei Wochen nach dem Tod kam es dann zur Beerdigung. Die Vorbereitung waren für meine Schwester und mich grausam, da wir so viele Dinge berücksichtigen mussten, aber gleichzeitig auch immer wieder an den Tod erinnert wurden und dann kam der Tag der Beerdigung.

April kam in einem schwarzen schönem Kleid in mein Zimmer, setzte sich auf meine Bettkante und schaute mir dabei zu wie ich mich fertig machte. Für ein paar Minuten saß sie einfach ganz still da und schaute mich an. Ich konnte ihr nicht in die Augen gucken, da ich wusste ich würde dann sofort in Tränen ausbrechen, doch April wiederholte mir immer wieder, dass es okay sei zu weinen und, dass weinen keine Schwäche war. Ich sah das anders. Ich fühlte mich schwach wenn ich weinte

und vor allem wenn ich es vor April tat, da ich immer das Gefühl hatte ich würde sie dann noch mehr belasten, obwohl sie es schon schwer genug hatte. Nach einer Zeit stand sie von der Bettkante auf und schloss den Reißverschluss meines Kleides. Sie drehte meinen Kopf zu sich hin und schaute mir tief in die Augen. „Es wird alles wieder gut.“ flüsterte sie leise und ihr kullerte eine Träne über die Wange. Ich drückte sie fest und wir beide weinten für einen Moment in Stille. Jackson rief aus der Küche, dass wir los fahren müssen. Wir stiegen ins Auto ein und fuhren los. Im Auto herrschte eigentlich die ganze Zeit Stille und man hörte nur ganz leise die Stimme des Radiosprechers. Auf der Autofahrt auf dem Weg zur Kirche schaute ich die ganze Zeit aus dem Fenster, dachte nach und schaute der Sonne zu, wie sie strahlte. Auch meine Schwester und Jackson unterhielten sich nicht, dafür war einfach nicht die Stimmung da. An der Kirche angekommen stiegen wir alle aus und gingen in die kalte Kirche rein. Die Kirche war schön gestaltet und vorne vor dem Altar stand der geschlossene Sarg in dem unsere Mutter lag. Bis jetzt waren wir die einzigen die da waren, so dass wir uns in Ruhe umschaun konnten und einen Moment in Stille für unsere Mutter beten konnten. Nach und nach trudelten die ersten Leute ein und dann wurde es immer voller und voller. Irgendwie war es schön zu sehen, dass es so viele Menschen gab, die sich von unserer Mutter verabschieden wollten und dass es so viele Menschen gab die unsere Mutter kannten und wahrscheinlich auch liebten.

Die Beerdigungsmesse verlief sehr emotional, aber trotzdem wunderschön und ich hatte das Gefühl, dass ich mich zumindest ein bisschen besser von ihr

verabschieden konnte. Nach der Messe luden wir unsere Familie und die engsten Freunde meiner Mutter zu einem Essen ein. Ich hatte ein komisches Gefühl dabei nun in ein Restaurant essen zu gehen, da meine Mutter nicht mehr unter uns war. Normalerweise gingen wir in Restaurants um etwas zu feiern und um uns zu freuen, doch heute war es anders. Auf dem Weg ins Restaurant erinnerte ich mich an die ganzen Nachmittage die ich mit ihr in unserem Standard Restaurant verbracht hatte. Es war nicht das leckere Essen welches es dort gab das uns jede Woche auf neue dort treffen lies, sondern es waren die guten Gespräche die wir führten und die unzähligen Momente in denen wir gemeinsam lachten, für die ich jetzt umso dankbarer war. Nach einem sehr langen Aufenthalt im Restaurant, fuhren mich April und Jackson schließlich nach Hause, packten noch ihre Koffer ins Auto und fuhren zurück zu sich. Es war schwer, dass ich mich wieder von ihr verabschieden musste. Auch wenn die letzten Wochen schwer für uns beide waren, hatte ich es sehr genossen, dass sie wieder da war und ich nicht alleine sein musste. Sie bot mir zwar an, dass sie hier länger bleiben konnte, jedoch wollte ich das nicht. Natürlich liebte ich es, sie um mich herum zu haben, doch ich wusste oder dachte zumindest ich würde ihr nur eine weitere Last sein und so hart das auch klingt, jetzt wo unsere Mutter nicht mehr am Leben war, hatte sie niemandem mehr außer sich selber und vielleicht ihren Ehemann um den sie sich kümmern musste und ich wollte auch, das dies so bleibt. Bevor ich wieder zurück zur Arbeit kehrte hatte ich nach der Beerdigung noch einige Tage frei, um mich zu erholen. Eine Woche nach dem Tod hatte Sara mich angerufen und mir erzählt, dass es ein Riesen Fehler im

System war, dass ausgerechnet ich diesen Anruf tätigen musste, da Verwandte normalerweise niemals auf der eigenen Liste stehen. Doch das brachte mir nun auch nichts mehr. Es war schon geschehen, ich konnte die Zeit nicht mehr rückgängig machen und weiterhin machte ich mir Schuldgefühle, dass ich ihr nicht irgendwie helfen konnte oder schneller vor Ort war. Die Tage zuhause verliefen alle gleich. Nachdem April weg gefahren war hatte ich keine Kraft mehr für nichts und lag den ganzen Tag im Bett. Mein Haus sah aus wie ein Schweinestall und den fürchterlichen Geruch konnte ich schon selber gar nicht mehr wahrnehmen. Alles was ich tat war essen, schlafen und rum liegen während ich irgendwelche Serien zum zwanzigsten Mal anschaute. Zwischendurch riefen mich ein paar meiner Freunde, Arbeitskollegen oder meine Schwester an. Wenn ich Kraft und Lust dazu hatte nahm ich den Hörer ab, doch meistens war dies nicht der Fall und ich lies mein Handy einfach klingeln bis sie auflegten. Sara meine Chefin wusste in was für einem Zustand ich war, da sie mich einfach zu gut kannte. Sie schrieb mir einen Tag bevor ich wieder mit der Arbeit anfangen sollte, dass sie mich morgen früh abholen würde, damit ich auch wirklich komme und es schaffte aus dem Bett zu kommen. Es war nett gemeint, doch auch wenn Sara kam war ich mir nicht sicher, ob ich es schaffen würde morgens früh aufzustehen und gleichzeitig dachte ich mir, dass mein jetziger psychischer und physischer Zustand, Sara erschrecken würde, denn ich sah überhaupt nicht gut aus. So würde jeder ungerne seiner Chefin vor die Füße treten, jedoch wollte ich ihr Angebot nicht abschlagen, denn sie hat es nett gemeint. Aus diesem Grund machte ich mich am nächsten morgen so gut es ging fertig und

wartete dann vor meiner Tür auf Sara. Nach einigen Minuten kam sie an und ich stieg in ihren Wagen ein. „Wie geht es dir?“ fragte sie und schaute mich bemitleidend an. Die Frage war nicht gut gewählt, denn wie soll es mir schon gehen. „Den Umständen entsprechend“ „und dir?“ fragte ich sie dennoch. „Ja, mir auch“. Nach dem Sie geantwortet hat fuhr sie los. Wohin wusste ich nicht genau, denn die Fahrt war unheimlich still.

“Ich hab mir gedacht, dass wir erstmal etwas frühstücken gehen, du hast zu sehr abgenommen und solltest etwas vernünftiges essen”

Ich schaute sie bloß an, denn sie hatte recht. Ich bin extrem abgemagert, weil ich unregelmäßige Mahlzeiten habe. Wenn ich überhaupt etwas zu mir nehme.

“Essen geht auch auf mich” versuchte sie mich etwas aufzumuntern. Mit einer Mischung aus einem schmunzeln und seufzen stieg ich aus ihrem Auto aus und gemeinsam machten wir uns auf dem Weg ins Restaurant, um dort zu brunchen.

Ich hatte nicht viel Appetit, doch um Sara nicht zu verärgern, Zwang ich mich etwas zu essen. Sie hat sich die Mühe gemacht um mir zu helfen und dass schätze ich sehr, jedoch kann man mir nicht helfen. Ich bin hoffnungslos und hab es aufgegeben.

“Es tut mir nochmals extrem leid dass es alles so kommen musste. Ich hab es der Regierung gemeldet und sie haben vorgeschlagen dir einen monatlichen Zuschuss zu zahlen. Als eine Art Entschuldigung” ich bin etwas perplex. Die Entscheidung der Regierung ist

in jedem Fall nicht sensibel getroffen. Ich versuchte es mir nicht anmerken zu lassen, jedoch kann ich es kaum glauben. Bin ich so dermassen wertlos, dass sie alles mit Geld klären wollen. Denken sie danach geht es mir besser? Erweckt es meine Mutter von ihrem Tod? Was erhofft sich die Regierung dabei? Damit ich wieder ganz brav in meinem Büro sitze und ihnen die ganze Arbeit mache, die mich psychisch extrem belastet? Innerlich kochte ich vor Wut, doch ich wollte mich nicht vor meiner Chefin bloßstellen, also nickte ich einfach. Mehr kann ich nicht. Ich hatte nicht mal die Kraft um zu diskutieren. "Wann soll ich wieder arbeiten?" Fragte ich Sara, um mich mental darauf vorzubereiten, denn ich weiß ich muss irgendwann wieder im Büro sitzen und Menschen sagen, dass sie sterben werden. Auch wenn es mich triggert. Es sind nur noch vier Jahre die ich dort verbringen muss. Nur noch vier Jahre redete ich mir ein. Etwas perplex schaut sie mich "lass dir so viel Zeit wie du benötigst. Ich weiß es ist schwer". Stumm nickte ich und wir aßen weiter. Später am Abend fiel ich erschöpft in mein Bett und weinte mich in den Schlaf.

Zwei Monate später:

Ich überlegte. Soll ich es wieder versuchen ? Es sind bereits zwei Monate vergangen und ich weiß, dass mir Sara gesagt hat ich soll mir Zeit lassen, doch ich weiß dass meine Kollegen im Büro mich brauchen. Vielleicht denke ich zu egoistisch? Meine Kollegen müssen wahrscheinlich auch von dem ganzen Leiden und ich denke nur an mich. Ich bin am überlegen wieder arbeiten zu gehen, dann gehen die vier Jahre schneller um und ich kann endlich in meiner Freiheit leben ohne an etwas gebunden zu sein was mir nicht gut tut.

Eine Woche später. In dieser Woche habe ich versucht mich psychisch wieder vorzubereiten. es wird schwer und verdammt anstrengend aber ich beschloss wieder zur Arbeit zu gehen. Ich brauchte das Geld um meine Miete zu zahlen. Denn die Beerdigung meiner Mutter hab ich selber gezahlt. Wenigstens das wollte ich tun. Angekommen im Büro ging ich an meinen Platz. Ich bemerkte langsam, dass ich schwer Luft bekomme, also öffnete ich das Fenster. Als ich mir die Liste der Menschen ansah die heute sterben werden, fing ich an extrem zu zittern. Mein Atem ist unregelmäßig und schnell. Zu schnell. Ich nahm Beruhigungstropfen und versuchte mich zu beruhigen. Ich muss darüber hinwegkommen. Es ist so schwer aber ich muss es hinbekommen. Ich schaff das. Leichter gesagt als getan. Ich fühle mich überhaupt nicht wohl. Ich verspüre Sehnsucht. Ich möchte meine Mutter treffen. Ich vermisse sie. Ohne

sie macht das alles keinen Sinn. Wegen ihr bin ich hier und nun ist sie weg.

Als ich den ersten Anruf tätigte war mit kotzübel. Ich wollte das nicht. Ich bekam Flashbacks, wie ich vor einigen Monaten meine Mutter noch anrief. Ich bemerkte meine nassen Wangen und meine Tränen die ununterbrochen hinunterflossen.

Ich will nicht mehr und ich kann nicht mehr. Es belastet mich psychisch zu sehr und ich bekomme es nicht hin. Wie kann ich noch weiterarbeiten ? Meine Mutter wäre enttäuscht. Ich möchte das alles nicht mehr. Ich fühle mich extrem Fehl am Platz. Ich kann nicht hier sein. Ich darf nicht hier sein. Ich will nicht hier sein. Ich hab eine Panikattacke. Mein ganzer Körper zittert und meine Umgebung nehme ich überhaupt nicht mehr wahr. Ich höre nichts. Ich sehe nichts. Ich realisiere erst jetzt, dass ich alleine bin. Alleine auf dieser vergangen Erde. Alleine in dieser ekelerregenden Welt, wo es Todesboten gibt. Ich bin jetzt alleine. April ist zwar da aber sie kann niemals meine Mutter ersetzen. Ich möchte das alles nicht mehr. Ich will in dieser ekelhaften Welt nicht sein, wo einem die Lebensfreude genommen wird. Die Angst damit zu leben jeden Moment angerufen zu werden, dass man bald stirbt. Wer hält das schon aus? Die Lebenslust wird einem weggenommen. Sowie auch mir. Ich hab keine Lebenslust mehr. Ich überlebe dieses Leben in dieser dunklen Welt nicht. Alles ist überfüllt mit Leid und Schmerz. Schmerz der einen erdrückt. Man fühlt sich als würde man ertrinken. Man bekommt kaum Luft und es zerreißt dich innerlich.

Meine Tränen wollen nicht aufhören zu fließen. Ich vermisse sie so sehr. Ich fühle mich so leer und allein. Allein in diesem schwarzen Loch der dunklen Welt. Ich halte es nicht mehr aus.

Ohne nachzudenken stand ich auf und ging auf die Toilette. Ich sah mich im Spiegel an. Ich sehe schrecklich aus. Völlig verheult und fertig. Mit zitternder Hand gehe ich in einer der Kabinen rein. Aus meiner Tasche holte ich meine Schlaftabletten raus. Ich denke gerade nicht klar. Möchte ich das wirklich? möchte ich hier wirklich weg? Ja! Ich sehe keinen Sinn mehr hier zu sein. Mein letzter Gedanke geht an April. „Es tut mir leid“ mit zitternder Hand nahm ich mir eine Handvoll und schluckte sie. Ich wartete auf die Wirkung der Tabletten. Ich wartete auf mein Ende. auf meinen Tod. Während etwas endet, denkt man an den Anfang. Meine Gedanken umkreisten meine gesamte Kindheit. Meine Mutter, Mein Vater und April. Ich fühle mich schlecht sie hier alleine zu lassen, aber ich halte es nicht mehr aus. Langsam schlossen sie meine Augen und spürte nur noch wie mein schwacher Körper auf den kalten Boden stieß. „Bin ich jetzt endlich frei?“ „kann ich endlich glücklich sein?“ mit diesen letzten Gedanken verschwand ich in der Dunkelheit.

2 Wochen später

Ich lebe. Leider. Jemand hat mich gefunden und ich wurde ins Krankenhaus geschickt. Nun sitze ich hier und warte bis die Zeit vergeht. Jeder schläft. Es ist Nacht. Die Nacht ist mir am liebsten, denn sie

offenbart die Dunkelheit, die in jeder von uns lauert. Sie versteckt, verkriecht sich nicht, hat keine Angst entlarvt zu werden. Denn wenn die Nacht anbricht, lässt der Mensch seine Menschlichkeit fallen. Er zeigt, offenbart seine wahre Natur. Denn da habe ich das Gefühl, dass das ungeschmückte Gesicht eines Menschen zu sehen, ohne jegliche Täuschung, jegliche Lügen. Ich kann mich jederzeit frei und ungebunden dem Monster stellen, welches sich als die Realität erkennt. Mein eigenes Ich. Ich bin das Monster in meiner eigenen Geschichte. Ich akzeptiere den Tod meiner Mutter immer noch nicht. Auch nicht dass ich diese Nachricht überbringen musste. Ich möchte immer noch sterben. Stumm schaue ich mir die dunkle Straße an. Es regnet. Ich hasse Regen. Es ist dunkel. Ich mag es, denn in der Dunkelheit fließen unsere Gefühle durch die Schwärze der Nacht und normalerweise suchen unsere Gedanken das Licht in der Tiefe der Dunkelheit. Doch die Dunkelheit hat mich längst eingeholt. Ich bin eigentlich schon fast leblos. Diese zwei Wochen hier haben mich fertig gemacht. Morgen werde ich eingewiesen. Die Ärzte haben keine andere Wahl als diese Entscheidung zu treffen. April kommt jeden Tag hier hin. Doch ich spreche nicht. Ich bin Stumm. Ich habe keine Kraft zu reden, doch es macht mich fertig zu sehen, dass auch April leidet. Sie versucht mich aufzumuntern, doch ich sehe ganz genau ihre verheulten Augen und auch, dass sie abgenommen hat. Aber ich spreche nicht. Ich kann nicht auch wenn ich will. Ich verspüre kein Schimmer von Lebenslust oder irgendeine Art um

weiter machen zu wollen. Und ich weiß es wird sich nicht bessern ohne meinen Willen. Das einzige was ich möchte, ist hier weg zu gehen. Weg von allem, von Problemen, von den Menschen und vor allem von den Todesboten.

Als die Sonnenstrahlen aus dem Fenster erschienen, packte ich meine Sachen. Heute werde ich eingewiesen. Monoton schloss ich den Reißverschluss meiner Tasche und schaute, ob ich alles habe. Ich hörte ein Klopfen an der Tür. Ein „ja?“ wollte aus meinem Stimmbändern ertönen, doch es ging nicht. Stattdessen wartete ich bis die Person rein kam und es war kein anderer als April und Jackson. Sie werden mich dorthin begleiten. Ein schwaches „Sollen wir los?“ kam aus ihren Lippen. Es war schon fast ein Wispern. Stumm nickte ich und wir verließen das Krankenhaus, nachdem wir den Papierkram erledigt haben. Die Atmosphäre im Auto war erdrückend. Jackson und April versuchten Gespräche zu führen um die Situation zu lockern, doch wir alle wussten, dass sie das nur machten um die Atmosphäre zu lockern und um die Zeit zu vertreiben. Als das Auto stand, schaute ich nach oben. Mit dem grauen gigantischen Gebäude konnte ich mich nicht anfreunden, aber eine Wahl habe ich nicht. Ich stieg aus dem Auto aus und schaute die beiden an. April weinte schon, doch was soll ich tun? Beide umarmten mich lange und erdrückten mich fast. „Wir lieben dich, bitte vergiss das nicht“ sagte April schluchzend. Ich nickte und machte mich auf dem zum Haupteingang. Mit dieser Geste kehrte ich ihnen mein Rücken zu

ohne zurückzuschauen. Hier werde ich wohl einige Zeit leben. Oder auch nicht.

Angekommen wurde ich in ein Zimmer transportiert. Zuvor wurde mir alles erklärt von den Ärzten und Pflegern. Hier werde ich wohl für einige Zeit meine Zeit verbringen. Das Ziel der Ärzte ist es mich zu heilen, doch dafür braucht man einen Willen, ob ich den habe ist eine andere Sache. Mein Zimmer war schlicht, jedoch trotzdem farbenfroh. Wahrscheinlich um nicht noch mehr in Depressionen und Selbstmitleid zu verfallen. Mein Bett stand neben dem Fenster. Die Liliane Bettwäsche strahlt in dem weißen Zimmer. Einige Pflanzen wurden noch hingestellt. Keine Ahnung, ob sie echt sind. Mein Schrank befindet sich neben der Eingangstür. Es ist aus Holz und klein, jedoch habe ich nicht soviel Sachen mitgenommen. In meinem Zimmer befindet sich ein weiteres Bett und eine weitere Tür. Ich habe wohl eine Mitbewohnerin, jedoch sehe ich keinen. Neugierig öffnete ich die Tür. Hier befand sich eine kleine Toilette und eine Dusche. Seufzend ging ich zurück und setzte mich in mein Bett. Will ich das alles wirklich? Ich lasse meine letzten Wochen und Monate Revue passieren. Ich wäre gerne wieder so glücklich als ich erfahren habe, dass meine Mutter geheilt ist. Ich vermisse diese Zeit sehr und voller Sehnsucht blicke ich zurück zu dieser Zeit. Was habe ich getan? Ich habe mich und April komplett zerstört. Ich habe uns alle unglücklich gemacht und jetzt sitze ich in der Dunkelheit mit kein Funken Hoffnung. Langsam weinte ich mich in den Schlaf. Das erste mal nach

Wochen weine ich Tränen. Zulange war ich monoton und Stumm unterwegs. Es wird schwer wieder zur Normalität zurückzukehren, denn ich bin in einer Tiefphase meiner Depression gelandet.

Am nächsten Morgen wurde ich um acht Uhr aufgeweckt. Ich sollte frühstücken und Tabletten nehmen. Dabei sah ich auch meine Mitbewohner das erste mal. „Hi, ich bin Christina. Christina Grey, du?“ Aus meinem heiseren Hals kam ein leises „Meredith“. Das erste mal nach langen rede ich. Es fühlt sich komisch an meine Stimmbänder wieder zu nutzen. Langsam aß ich mein Brot, welches mir die Pflegerin auf dem Tisch gestellt hat. Sonderlich Appetit hatte ich nicht, jedoch zwang ich mich etwas zu mir zu nehmen sonst kann ich nicht weiter machen.

Später wurde ich zu einer Gruppensitzung eingeladen. Dort angekommen, fingen die anderen Patienten von ihren verschiedenen Problemen zu erzählen. Ich saß größtenteils nur dort rum ohne zu zuhören was die anderen erzählten. Ich war so in meiner eigenen Geschichte gefangen. Ich traute mich nicht über meine Situation zu berichten, da ich Angst hatte, dass ich wieder in einer Panikattacke ende. Als ich fast an der Reihe war zitterten meine Knie schon aber ich dachte innerlich, darüber zu reden würde vielleicht helfen und die Panikattacke verhindern. Ich fing an zu erzählen: Von meinem Job als Todesbotin und wie dieser mich mitgenommen und mental zerstört hatte. Irgendwann kam ich zu dem Punkt in der Geschichte wo meine Mutter starb. Ich merkte wie

mir die Tränen in die Augen schossen und ich anfang zu weinen. Dann merkte ich wie mein Herz anfang zu rasen. Meine Brustmuskulatur zog sich zusammen und ich bekam schwer Luft. Bis ich umkippte und da lag. Es war alles schwarz vor meinen Augen. Langsam wachte ich auf. Ich spürte meinen Kopf pochen. „sie sind umgekippt“ , sagte eine Stimme links von mir. Ich drehte meine Kopf um die Quelle der Stimme erkennen zu können und sah eine Pflegerin. Ich nickte bloß und legte mich wieder hin. Als ich umkippte hoffte ich für einen Moment nicht wieder aufzuwachen. Jedoch war dies nicht der Fall. Ich lag in meinem Bett mit dem Ärzten ummich herum. Diese redete irgendwas davon, das ich für heute aus jeglicher Sitzung ausgeschlossen bin und auf meinem Zimmer essen kann. Aber ich hörte nur halb zu, denn meine Gedanken waren bei diesem Moment wo alles schwarz vor meinen Augen war und ich quasi für einen Moment weg war. Dieser Moment fühlte sich frei und erlösend an und ich wollte dorthin zurück. Meine Gedanken wurden von meiner Zimmer Nachbarin Christina unterbrochen. Sie kam herein und fragte nach meinen Zustand, da sie von der Attacke anscheinend mitbekommen hatte. Ich weiß nicht warum aber irgendwie schaffte ich es ihr zu erzählen was passierte und sogar erzählte ich ihr das, was im der Gruppensitzung durch keine Panikattacke unterbrochen wurde. Ich weinte jedoch dabei, aber konnte sogar über den Tod meiner Mutter sprechen. Ich glaube das Problem war, dass ich in der Sitzung indirekt gezwungen wurde zu erzählen, warum ich

hier bin, aber bei Christina war es meine Entscheidung. Wir redeten noch eine Weile auch über ihre Geschichte. Sie wurde eingewiesen vor einem halben Jahr. Christina hatte in ihrer Jugend nicht die Gefahren des Alkohols und anderen Drogen gelernt. Und ist durch den falschen Umgang von Menschen in eine massive Drogen- und Alkohol Abhängigkeit geraten. Ihr Vater starb auch an den zu hohen Konsum von Alkohol. Sie bekam es durch frühere Hilfe in den Griff, jedoch hatte sie einen Rückfall vor 6 Monaten und ist nun hier um sich professionell helfen zu lassen. Wir wurden durch das klopfen an unser Zimmertür gestört, denn es war Zeit zum Essen. Jedoch verbrachte ich das Abendessen auf dem Zimmer. Christina jedoch ging ins Essensaal essen. Als die Tür wieder zu war kam die Einsamkeit wieder in mir hoch und dann fiel mir das Fenster in den Augenwinkel. Alle waren unten beim Essen und ich war alleine. Mit Christina fühlte ich mich nicht ganz so einsam. Jedoch konnte sie nie die leere und Einsamkeit füllen, die der Tod meiner Mutter verursachte. Das konnte niemand, aber alle die hier waren dachten es. Ich stand auf und ging zum Fenster. Ich war im dritten Stock was nicht sehr hoch war aber hoch genug. Ich überlegte, wie ich es machen sollte, da das Fenster mit dünnen aber nicht vielen Stäben umgeben war. Aber ich könnte es schaffen diese zu brechen. Ich wollte den Stuhl holen um den weg freizumachen. Auf dem Weg zum Stuhl sah ich neben meinem Bett ein Bild meiner Schwester und mir. Das Bild war viele Jahre alt. Aber das Bild

rettete mich fürs erste vor dem Tod. Ich sah es an und dachte mir, dass kann ich ihr nicht antun. Sie verlor unsere Mutter und dann noch mich. Nein, das wäre zu viel. Ich fing an zu weinen und legte mich hin ins Bett. Morgen ist noch ein Tag.

Am nächsten Tag:

Ich wachte durch ein klopfen an meiner Tür auf. Die Pflegerin kam rein. Ihr Name war glaube ich Jenny. Sie brachte mir Frühstück, damit ich etwas esse, jedoch verspüre ich keinen Hunger. Ich verspüre nichts. Ich starrte wie eine Verrückte in die leere. Langsam schweifte mein Blick durch den Raum zu Christina. Sie machte sich fertig. Wahrscheinlich um runter zu gehen. Langsam stand ich auf ging ins Bad um mich frisch zumachen. Lange schaute ich mich um Spiegel an. Ich sehe schrecklich aus. Meine Haut ist komplett blass. Meine Augenringe sind fast schon schwarz und meine Haare sehen aus als hätte ich ein Stromschlag gehabt. Langsam floss das kalte Wasser durch meine Hände und mein Gesicht. Ich fühlte mich gleich wacher und frischer. Als ich fertig war zog ich mir einen Hoodie an und eine bequeme Jogginghose. Ich ging runter ohne zu essen. Ich wollte mehr diesen Ort erkunden. Unten gab es einen kleinen Park mit Bänken. Und unten am Eingang gab es eine kleine Cafeteria mit einem Kiosk. Eigentlich ganz nett, jedoch kann ich mich hiermit nicht anfreunden. Später nahm ich den Aufzug um hoch zu kommen. An der obersten Etage angekommen sah ich einen leeren Gang. Rechts von mir war eine Treppe die nach oben

führte. Langsam stieg ich die Treppen hoch und öffnete die eigentlich verschlossene Tür. Ein starker Windstoß erschreckte mich. Ich begab mich nach draußen und bemerkte, dass ich mich auf dem Dach der Psychiatrie befinde. Überrascht schaute ich mich um. Hier werden kaputte Stühle und Tische gelagert. Ich ging an das Gerüst und schaute runter. Es ist tief. Sehr tief. Mein Herz pocht durch meinen ganzen Körper und mir entgeht nicht der Gedanke hier runterzuspringen. Am helllichten Tag jedoch nicht. Jetzt nicht. Ich ging also langsam wieder zurück in mein Zimmer und malte.

Die Psychologin kam rein.

„Hallo ich bin Frau Dr. Peterson, ich bin für die nächste Zeit ihre Psychologin“ Ich lächelte sie nur schwach und mit einem müden Lächeln an. Sie setzte sich vor mich hin und bemusterte mich. „So Frau Yang, erzählen sie etwas von sich“ ich jedoch wollte nicht sprechen. Ich hatte die Kraft dafür nicht und wollte einfach nicht sprechen. Außerdem ging mir die offene Tür nicht mehr aus dem Kopf beziehungsweise, sah ich mich nur noch wie ich darunter springe. Deswegen sah ich auch keinen Sinn mehr darin mit der Psychologin zu reden. Ich hatte mich entschieden. Ich wollte nicht mehr es war alles zu viel für mich. Ich sah nur noch den Sinn darin zu sterben. Frau Peterson fragte mich immer mehr bezüglich meines Aufenthaltes hier. Jedoch wusste ich dies selber nicht. Es machte für mich keinen Unterschied, ob ich hier oder zuhause wäre. In beiden Fällen hätte ich keine Kraft mehr zu atmen. Ich hatte

das Gefühl, dass jeder Atemzug immer schwerer wurde und mir immer mehr Leid zufügte. Eine erneute Panikattacke schätze ich. Meine Sicht war verschwommen und ich sah Dr. Peterson sehr schwer. Ich hörte nur wie sie versuchte mich zu beruhigen. Jedoch war ich beschäftigt zu atmen. Nach einer Zeit konnte ich mich beruhigen und ich legte mich einfach auf mein Bett. Dr. Peterson schaute mich bemitleidenswert und kritisch an und verließ mit ihrer Akte den Raum. Ich möchte wirklich nicht mehr. Ich habe es satt diese Panikattacken zu haben. Ich habe es satt mit Schuldgefühlen zu leben und vor allem hab ich es satt in einer Welt mit Todesboten zu leben. Es macht mich psychisch kaputt und es tut mir einfach nicht gut. Aus diesem Grund habe ich an diesem Abend beschlossen mir heute Nacht das Leben zu nehmen.

23:48 Uhr

Es ist still. Sehr still. Jeder ist am schlafen und die Pflegerinnen und Pfleger sitzen unten in der Cafeteria und trinken. Ich ging ein letztes Mal noch durch mein Zimmer und sah Christina schlafen. Lange schaute ich sie an. Sie muss weiterhin in dieser grauenvollen Welt leben und sich diese Menschheit geben. Ich tapste leise ins Bad und machte mich frisch. Als wäre es ganz normal. Ich kämmte mir meine Haare, machte mir einen schönen Zopf und zog mir etwas schönes an. Ich fühle mich langsam befreit. Ich freue mich hier weg zu sein und nicht mehr hier leben zu müssen. Ich denke gerade sehr egoistisch und nicht an April und Jackson aber anders halte ich es nicht aus. Aus diesem Grund schrieb ich ihr einen Abschiedsbrief.

Hey April und Jackson und wer auch immer das lesen wird,

Ich werde gehen. Ich habe lange mit dem Gedanken gespielt. Viele Versuche gemacht und ich halte es hier nicht mehr aus. Seit dem Tod von Mom komme ich nicht mehr auf mein Leben klar. Es nimmt mich alles psychisch zu sehr mit und ich bemerke wie ich von Tag zu Tag die Lebenslust und Lebensfreude verliere. Es tut mir leid, dass ich egoistisch handle und es tut mir leid, dass ihr erneutes Mitglied der Familie verliert aber ich habe keine andere Wahl. Ihr wisst nicht wie schlimm es ist mit dem Gedanken zu leben seiner Mutter den Tod zu berichten. Es ist schlimm und ich halte es nicht aus. Ich bedanke mich an die

Psychologin die versucht hat mir zu helfen, auch wenn erfolglos. Ich bedanke mich an die Pflegerin Jenny die mir jeden Morgen mein Essen gebracht hat, damit ich mich gesund und überhaupt ernähre. Ich bedanke mich an Christina, meiner Zimmerpartnerin, die sich um mich gekümmert hat, wenn ich eine erneute Panikattacke hatte. Ich bedanke mich an meine Chefin Sara, die versucht hat mir zu helfen und zu trösten. Ich bedanke mich an Jackson und April. Meine Familie die mich liebte und sich um mich sorgte. Die mein Leid teilte und mich trösteten. Es tut mir leid, dass ich euch mir diesem Abschiedsbrief so hängen lasse und es tut mir leid, dass ich keine andere Lösung eingehe und stattdessen den für euch schlimmsten weg nehme, doch bedenkt, dass es für mich die beste und einzige Lösung ist. Meine Gedanken gehen ebenfalls an Timothy. Der sechzehnjährige Junge der sich über mein Anruf als Todesbotin gefreut hatte. Es tut mir leid Timothy, auch wenn du wahrscheinlich nicht mehr lebst. Vor allem möchte ich mich jedoch von meinem ganzen Herzen bei denjenigen entschuldigen, die ich als Todesboten anrufen und ihnen mitteilen musste, dass dies der letzte Tag zum Leben war. Eine Entschuldigung verdienen auch die Angehörigen, deren Kinder, Freunde, Familien oder Geliebte genommen wurden. Ich entschuldige mich von meinem ganzen Herzen und wünsche euch auf dieser elenden Erde trotzdem noch ein schönes Leben. Denkt nicht an mich und werdet nicht traurig, denn ich bin endlich von den

Fesseln dieser Erden befreit und lebe weiter in Frieden.

Lebt Wohl

Eure geliebte Meredith Yang.

Ich setzte meinen Stift von dem Papier ab. Die Tinte ist etwas verschmiert, aufgrund meiner Tränen die flossen, doch endlich habe ich meinen Seelenfrieden gefunden. Ich faltete den Brief und legte diesen auf mein Bett. Langsam verließ ich den Raum und begebe mich auf das Dach. Wenn ich den Aufzug benutzen würde, wäre es zu laut. Aus diesem Grund beschloss ich die Treppen zu gehen. Jede Stufe die ich hochging ist eine Stufe in die ewige Freiheit und Frieden. Endlich kann ich diese Welt verlassen und nach langem meine Liebende Mutter treffen. Voller Sehnsucht ging ich die Treppen hoch und öffnete langsam die Tür. Jedoch war ich heute nicht alleine hier, am Rande des Gerüsts erkannte ich eine Silhouette. Noch jemand der hier weg möchte? Fragte ich mich innerlich. „Hallo?“, fragte ich unsicher und leise. Die Person drehte sich langsam um und lächelte. Er lächelte und ich kann es verstehen und nachvollziehen. Ich begebe mich neben dieser Person. „Möchtest du auch weg?“ wisperte ich leise. „Ja, heute ist mein Tag gekommen um unendliche Freiheit zu erreichen“ Stumm nickte ich und schaute in den Himmeln, welcher klar mit Sternen bedeckt ist.

„Wie ist dein Name?“ ,fragte mich der unbekannte Junge. „Meredith, deiner?“ „ich bin Noah“. Eine lange angenehme Stille war in der Atmosphäre. „Warum gehst du Noah?“

„Schuldgefühle“ Stille.

„ich habe jemanden ermordet“ erneute Stille.

„Wieso gehst du Meredith?“ , stellte er die Gegenfrage. „Auch Schuldgefühle....ich war Todesbotin“ er nickte bloß. Gemeinsam schauten wir uns den sternenreichen, dunklen und faszinierenden Himmel an.

00:11 Uhr

„Sollen wir?“, fragte Noah. Ich wartete einige Minuten bevor ich antworte. Ich muss meine Gedanken sammeln. Möchte ich es wirklich? Ja auf jedenfall! Und ich bin mir sehr sicher. Eine Last fällt mir von den Schultern, doch als meine Gedanken zu April schweifen, spannte sich mein Körper an.

Wir lieben dich, Meredith, kam mir der Satz von April in den Sinn. Es war der letzte Satz den ich von ihr gehört habe, doch ich schätze es sehr und werde es nicht vergessen.

Ich lasse sie los. Ich lasse sie alleine und ich lasse sie stehen um meinen eigenen Frieden zu erlangen. Manchmal muss man im Leben Prioritäten setzen und egoistisch handeln um endlos glücklich sein zu können.

Dabei kommt mir ein Zitat von Max Stirner in den Sinn:

„Ich liebe die Menschen auch, nicht bloß einzelne, sondern jeden. Aber ich liebe sie mit dem Bewußtsein des Egoismus; ich liebe sie, weil die Liebe mich glücklich macht, ich liebe, weil mir das Lieben natürlich ist, weil mir´s gefällt“

Ich liebe meine Familie über alles, doch heute muss ich eigene Maßnahmen ergreifen. Heute Nacht kann ich endlich glücklich sein. Also antwortete ich mit einem leisen „ja“ und zusammen standen wir Hand in Hand auf dem Gerüst des Daches.

„Möchtest du zählen oder soll ich?“, fragte mich Noah. „zusammen“ antwortete ich. Wir nahmen uns einige Minuten um das ganze zu verinnerlichen und zu verkraften.

„Eins“ fing Noah an.

„Zwei“

„Und drei“, beendeten wir gemeinsam.

Ich schloss meine Augen und lächelte. Diesmal echt und von meinem ganzen Herzen.

„Endlich frei“ wisperte ich.

„Endlich frei“ wiederholte Noah.

An diesem Tag sprang ich Hand in Hand runter mit Noah an meiner Seite.

Wer hätte vor 3 Monaten gedacht, dass ich mir mein Leben nehmen würde.

Der Wind wehte durch meine Haare und hinterließ einen kalten Schauer auf meiner Haut.

Gänsehaut entwickelte sich.

Ich fühle mich befreit, die Last von meinen Schultern ist verschwunden und ich kann endlich glücklich sein.

Ein letztes Mal schaute ich rüber zu Noah und lächelte. Dann war alles schwarz.

Ich bin glücklich und frei.

Ende.